

Tages Woche

Nr. Freitag, 10. 7. 2015
28 www.tageswoche.ch
29 Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61



Doppelnummer

Nächste Ausgabe: 24.7.2015

Gewerkschaften

**Die Unia wird aus
den eigenen Reihen
angegriffen.**

Seite
10

HUNGER

NACH HINGABE

Stimmen-Festival: Sophie Hunger
über obsessive Liebe und die Stille
nach dem Schlussakkord.

Seite
38

iwb

Mach Dich mit Basil fit für den Sommer.

Die Basil Sommerpakete – ab sofort im IWB CityCenter
in der Steinvorstadt 14 erhältlich iwb.ch/basil

Aus eigener Energie.



INHALT

Gewerkschaften

FOTO: MATTHIAS OPPLIGER



Die Unia ist bekannt für harte Kämpfe im Namen der Arbeiterrechte. Doch nun steht die Gewerkschaft selbst als Arbeitgeberin in der Kritik ehemaliger Angestellter.

Seite 10

Finanzen Baselland

FOTO: STEFAN BOHRER



Um Steuererhöhungen zu vermeiden, ist das Baselbiet zu vielen Opfern bereit.

Seite 6

Srebrenica

FOTO: KEYSTONE



20 Jahre nach dem Massaker: Eine Geschichte von Flucht und Heimkehr.

Seite 24

Gewaltforschung

Literaturwissenschaftler Klaus Theweleit im Interview über die männliche Lust am Töten und sein neues Buch «Das Lachen der Täter».

Seite 28

Porträt: Michael Fehr	S. 4
Bestattungen	S. 20
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Remo Leupin,
Redaktions-
und Geschäfts-
leiter a.i.

Die Finanzschlinge zieht sich zu

Das liebe Geld. Es beschäftigte uns in den letzten Tagen über alle Massen. Am Mittwoch legte die Baselbieter Regierung ihr Sparprogramm vor. **Es ist eine regelrechte Sparkeule:** Bis 2019 sollen 188 Millionen Franken eingespart werden. Das geht das nicht ohne massive Einschnitte. Unter anderem ist die Streichung von 400 Staatsstellen geplant, und allen Kantonsangestellten soll der Lohn um ein Prozent gekürzt werden.

Auch das Verhältnis zu Basel-Stadt wird auf die Probe gestellt. So will das Baselbiet etwa seine Beiträge an die gemeinsame Uni um 25 Millionen Franken kürzen. Das hätte böse Folgen: Studiengänge fielen weg, es käme zu Entlassungen.

Immer mehr zieht sich die **finanzielle Schlinge um Griechenland** zu. Die Entscheider der EU haben diese Woche klargemacht, dass der Fahrplan für den «Grexit» steht: Zeigt das hoch verschuldete Land nicht ernsthaften Willen zu Reformen, werden die 28 EU-Mitgliedstaaten am kommenden Sonntag harte Entscheidungen treffen.

Auch bei der Unia, der grössten Gewerkschaft der Schweiz, stehen die Zeichen auf Sturm. «Unia macht krank»: Mit diesem Slogan geht die kleine Gewerkschaft Basis 21 auf Konfrontation mit ihrer mächtigen Konkurrentin. Im Fokus steht die Unia-Sektion Nordwestschweiz. Die Mitarbeitenden in Basel stünden unter enormem Leistungsdruck, neue Mitglieder anzuwerben. Von kleinlichem Controlling ist die Rede und sogar von Mobbing.

Matthias Oppliger ist den Vorwürfen nachgegangen. Bei seinen Recherchen stiess er auf ein dichtes Gestrüpp von Enttäuschungen, verletztem Stolz, Gerüchten und Dementi.

Eine Woche Ferien für die Wochenausgabe

Während den heissen Tagen schalten wir einen Gang zurück: Diese Ausgabe erscheint als Doppelnnummer. **Ab dem 24. Juli** erhalten Sie die Zeitung wieder im gewohnten Wochentakt. Ohne Pause weiter gehts auf tageswoche.ch. Wir wünschen Ihnen schöne und unbeschwerte Sommertage!

tageswoche.ch/+216b3

Weiterlesen, S. 6



«Das Sparmenü ist angerichtet», tageswoche.ch/+wuufg

Weiterlesen, S. 22



«Wer zerschneidet den Knoten?», tageswoche.ch/+3gbps

Weiterlesen, S. 10



«Der Gegner aus den eigenen Reihen», tageswoche.ch/+pb8zr

Michael Fehr

von Daniel Faulhaber

Der Berner Autor Michael Fehr ist fast blind. Seine Texte diktiert er in ein Aufnahmegerät und kreiert so eine Prosa mit lyrischem Anklang. Dass sich einige Leser damit schwertun, ist ihm egal, er plädiert für eine Literatur ohne Erklärungszwang.

Michael Fehr erwartet uns am Bahnhof. Tadellos gekleidet – Anzug, feine Schuhe – und einem leichten Lächeln auf den Lippen, so als würde ihn das Gewusel um ihn herum leicht amüsieren. Er begrüsst uns freundlich und steuert zielstrebig durch die engen Torbögen Berns einem ruhigen Café zu. Setzt sich, bestellt eine Schale und blickt mit hellblauen Augen über den Tisch.

Fehr ist Schriftsteller. Sein zweites Buch «Simeliberg» erhielt positive Kritiken und darf mit bereits über 4000 verkauften Exemplaren als Bestseller bezeichnet werden. Ein erstaunlicher Erfolg für ein Werk, das in keine Gattungsschublade passt. Fehr stapelt Sätze, manchmal nur einzelne Wörter übereinander und entwickelt damit eine Prosa mit lyrischem Anklang. Ungewöhnlich. Doch Gewöhnlichkeit ist ohnehin nicht die Sache des 33-Jährigen.

Gespür für Konturen

Der Berner leidet an einer angeborenen Sehbehinderung, der sogenannten juvenilen Makuladegeneration. Er ist beinahe blind, seine visuelle Sinneswahrnehmung beschränkt sich auf Schemen, Farben, Ahnungen. Scharfe Konturen kennt er trotzdem, denn auch Worte haben Ecken und Kanten. Und an denen schleift Fehr mittels eines eigens für ihn entwickelten Aufnahmegeräts. Tausende von Tondokumenten kommen auf diese Weise zusammen, längere Textfragmente oder manchmal auch nur einzelne Wörter, die auseinandergenommen und zusammengefügt werden, bis aus den Teilen ein Ganzes entsteht.

Als Kind merkte Fehr rasch, dass seine Welt eine andere ist als die der übrigen Kinder. Wirklich gestört hat ihn das aber nicht, wie er anhand einer Erinnerung aus dem Kindergarten erzählt. «Wenn wir marmorierten, dann malten die anderen Kinder ein Bild. Für mich bedeutete Marmorieren halt eher diese Malbewegung, aber das Resultat war dasselbe.» Erst in der Schule sei das dann anders geworden, «weil es dann logging mit der Effizienz».

Wenn Fehr Massstäben genügen muss, stösst er durch seine Sehbehinderung an



«Man kann mein Buch auf verschiedene Arten lesen»: Michael Fehr produziert Literatur, die den Leser nicht entmündigt. FOTO: FABIAN UNTERNÄHRER

Grenzen. Das Wirtschafts- und Jus-Studium musste er abbrechen, weil der Lesestoff schlicht nicht zu bewältigen war. Ohnehin wäre er damals viel lieber Perkussionist geworden, aber er spielte zu wenig schnell, zu wenig präzise. «Ich bin kein Virtuose in den Systemen von anderen», sagt er heute.

Aber in seinen eigenen Systemen, da bewegt er sich umso sicherer. Noch keine Zeile hatte er geschrieben, bis er über ein Gespräch bei der Berufsberatung am Literaturinstitut in Biel landete. In der Sprache erkannte er eine mögliche Kunstform, deren Grundregeln zwar einerseits alle beherrschen, die aber erst durch eine gewisse Regelmäßigkeit wirklich zur Kunst wird. «Und im Entwerfen von Regeln bin ich sehr gut.»

«Simeliberg» ist das aktuellste Beispiel dieses Fehrschen Regelwerks, das seinen ganz eigenen ästhetischen Gesetzen gehorcht. Fehr lässt darin Figuren auftreten mit Namen Schwarz, Griese, Weiss und

Wyss, die irgendwo im «pflotschigen Krachen» leben. Ein Kriminalfall, dessen Protagonisten mit Absicht in der farblichen Dämmerung gehalten werden.

«Ich bin kein Virtuose in den Systemen von anderen.»

Er sei es leid, sagt Fehr, dass in der Literatur häufig alles bis ins letzte Detail ausbuchstabiert werde. Er langweile sich enorm, wenn Figuren den Eindruck haben, ihr ganzes komisches Gewusel von Gefühlen mitteilen zu müssen und damit den Leser am Halsband durch die Geschichte schleifen. Das fortdauernde Herstellen von Kausalzusammenhängen entmündige den Leser vollkommen, indem es jeder Eigenleistung entgegenwirke.

Es war wohl diese Abneigung gegen das Kategorische und Abgeschlossene, die Fehr dazu bewog diesen «Anti-Text» zu schreiben, wie er das noch in der Entstehung befindliche «Simeliberg» einmal nannte. Fehr legt keine Leinen aus, er kommandiert den Leser nicht herum. Dinge geschehen, ohne dass deren Ursächlichkeit dargelegt wird.

«Man kann mein Buch auf verschiedene Arten lesen», sagt der Autor. Entscheidend sei die Bereitschaft, nicht jeder Wendung eine Ursache anbringen zu wollen. «Das ist wie mit den Mythen: Dort schlägt auch plötzlich ein Blitz ein, und keiner fragt warum. Das ist dann einfach so und man muss es akzeptieren. Diese Art von Geschichten halte ich für die spannendsten.»

tageswoche.ch/+453ec ×

Michael Fehr: «Simeliberg», Verlag Der gesunde Menschenversand, 144 Seiten, 27 Franken.

188 Millionen will die Baselbieter Regierung sparen. Die Massnahmen dafür bergen einigen Zündstoff.

Das Sparmenü ist angerichtet

von Andreas Schwald und Dominique Spirgi

Der Spardruck ist gross. Seit sieben Jahren schreibt Baselland Defizite. «Das Baselbiet lebt über seine Verhältnisse», stellte Finanzdirektor Anton Lauber an der Medienkonferenz zur Finanzstrategie 2016–2019 fest – ein Zustand, den es zu ändern gelte. Und zwar ohne die Steuern zu erhöhen.

Für die Zeitspanne bis 2019 hat die Regierung nun beschlossen, 188 Millionen Franken einsparen zu wollen. Ermöglichen soll das eine «Finanzstrategie» mit 132 Massnahmen. Darunter solche, die Zündstoff bergen, wie die Kürzung von Beiträgen an Zentrumsinstitutionen in der Stadt Basel (Stichwort Universität und Kultur) und Sparmassnahmen im Personalbereich.

Zu den «einschneidenden Massnahmen», die man «ohne Tabus» angehen will, wie Lauber sagte, gehören auch der mittelfristige Abbau von rund 400 Vollzeitstellen in der kantonalen Verwaltung sowie die Senkung der Löhne um ein Prozent ab 2016. Ziel ist es, die Lohnkosten um rund zehn Prozent zu senken.

«Wir wollen eine langfristige Strategie verfolgen», sagt der Baselbieter Finanzdirektor Anton Lauber.

FOTOS: STEFAN BOHRER



Lauber betonte, dass die Baselbieter Regierung sich nicht mit Sofortmassnahmen aus dem strukturellen Defizit retten möchte. «Wir wollen eine langfristige Strategie verfolgen», sagte er. Es gehe darum, das Hauptproblem zu lösen, die Tatsache, dass das Baselbiet Jahr für Jahr mehr Geld ausgeben, als hereinkomme. «Ohne Gegenmassnahmen stehen wir bis 2019 einem strukturellen Defizit von 113 Millionen Franken pro Jahr gegenüber», mahnte Lauber.

Die Regierung ortet die Hauptgründe für die stark gestiegenen Ausgaben in den vergangenen zehn Jahren in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Soziales. Hier seien die Kosten seit 2005 um 411 Millionen Franken gestiegen, während der Steuerertrag lediglich um 271 Millionen Franken zugenommen hat. Mit einem Anstieg um 224 Millionen Franken fallen die Gesundheitskosten besonders ins Gewicht, während die Kosten unter dem Stichwort «Soziales» um 99 und in der Bildung um 88 Millionen Franken anwachsen.

Schluss mit U-Abo-Subventionen

Auffallend ist, dass die Baselbieter Regierung aber ausgerechnet im Bereich Gesundheit wenig Sparpotenzial geortet hat. Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektor Thomas Weber sagte denn auch, dass er sich vor allem darauf konzentrieren werde, das Kostenwachstum zu dämpfen. Wichtigstes Instrument hierfür ist die kürzlich erst vorgestellte gemeinsame Spitalstrategie mit Basel-Stadt. Die Direktion wird aber pro Jahr lediglich rund 6,5 Millionen Franken einsparen können.

Wenig konkrete Sparmassnahmen kündigte auch Sicherheitsdirektor Isaac Reber an. Er sprach von einer Stabilisierung der Einnahmen durch Bussen «auf einem tiefen Niveau» und einem Sparpotenzial, das sich durch den vermehrten Einsatz von Fussfesseln statt Freiheitsstrafen ergeben könnte. Unter dem Strich ergeben sich hier Einsparungen von lediglich rund 3,3 Millionen Franken pro Jahr. Als personalintensive Direktion werde er aber bei den Einsparungen im Personalbereich überdurchschnittlich betroffen sein, sagte Reber.

Neben den Einsparungen beim Kantonspersonal dürften vor allem die bereits bekannten Sparmassnahmen in der Bau- und Umweltschutzdirektion sowie in der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion für heftige Diskussionen und für Unmut im Partnerkanton Basel-Stadt sorgen.

Wie bereits durchgedrungen ist, wird das Baselbiet die Subventionen an das U-Abo in der Höhe von 23 Millionen Franken streichen. «Der Umsteigeeffekt ist längst erreicht», sodass man den schweizerischen Sonderfall der Subventionierung eines Abos ad acta legen könne, begründete Baudirektorin Sabine Pegoraro diese unpopuläre Massnahme. Und erntete damit bereits bei der Ankündigung dieser Sparmassnahme im Landratssaal Proteste.

Die Einsparungen durch die Streichung der U-Abo-Subventionen sind mit 15,4 Millionen Franken der weitaus grösste Spar-

posten in der Bau- und Umweltschutzdirektion, die ansonsten vor allem mit Tricks (Erhöhung Abschreibungsdauer bei Gebäuden) versucht, die Bilanz aufzubessern.

Auch die neugewählte Bildungs-, Kultur- und Sportdirektorin Monica Gschwind bestätigte, was bereits an die Öffentlichkeit gedrungen war: Das Baselbiet will seine Beiträge an die gemeinsame Universität ab 2018 um 25 Millionen Franken kürzen. Und auch beim Kulturvertrag will man seine Beiträge an städtische Zentrumsinstitutionen ab 2017 um 4,9 Millionen Franken, also um rund die Hälfte, kürzen.

«Jugendliche sollen sich genauer überlegen, was sie wollen, statt noch ein paar Jahre länger in der Schule zu sitzen.»

Monica Gschwind, Bildungsdirektorin

Zu diesen Staatsverträgen mit Basel-Stadt verlor Gschwind nicht viele Worte. Umstritten dürften aber auch die Sparmassnahmen sein, die sie bei den eigenen Schulen durchsetzen müssen. So etwa bei der Vergrösserung der Sekundarschulklassen von 24 auf 26 Schülerinnen und Schüler und bei ihrem Versuch, die Schülerinnen und Schüler dazu zu bewegen, ihre Ausbildungszeit abzukürzen. «Jugendliche sollen sich genauer überlegen, was sie wollen, statt jeweils noch ein paar Jahre länger in der Schule zu sitzen», sagte Gschwind.

Die Bildung muss bluten

Mit Einsparungen, die bis ins Jahr 2019 auf insgesamt 52,5 Millionen Franken ansteigen, muss die Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion mehr Kürzungen bewältigen als andere Direktionen.

Finanzdirektor Lauber kündigte für seine eigene Direktion unpopuläre Sparmassnahmen an. Hier dürften vor allem die Einführung eines Selbstbehalts beim Krankheitskostenabzug und Sparmassnahmen bei den Prämienverbilligungen bei der Krankenkasse für Diskussionen sorgen. Die Massnahmen in der Finanz- und Kirchendirektion haben ein Sparpotenzial von rund 44,5 Millionen Franken.

Beschlossen sind die ganzen Sparmassnahmen längst nicht. Denn in Fällen wie der Lohnreduktion oder den Staatsverträgen wird der Landrat und allenfalls die Stimmbürger mitreden. Finanzdirektor Lauber erwartet, dass sich nicht alle Vorschläge leicht umsetzen lassen werden.

Auf einer Liste mit dem Titel «Umsetzungswahrscheinlichkeit der Strategie-massnahmen» werden lediglich etwas über die Hälfte der einzusparenden Kosten mit der Bemerkung «Umsetzung realistisch» taxiert. Beim Rest heisst es «Umsetzung möglich» oder gar «Umsetzung fraglich». tageswoche.ch/+wuufg

Die Linke ist bestürzt, die Rechte applaudiert

Wenig überraschend fallen die ersten Reaktionen auf die Finanzstrategie aus. Die bürgerliche Mehrheit applaudiert, Linke, Grüne und Gewerkschaften reagieren bestürzt auf die Massnahmen zur Reduktion der Staatsausgaben:

«Schockiert und fassungslos» zeigt sich der Gewerkschaftsbund Baselland (GBBL). «Die rechtsbürgerliche Regierung will ihre jahrelange verfehlte Finanzpolitik auf dem Buckel des Personals, der Familien und der mittleren und der kleinen Einkommen sanieren», schreibt der GBBL. Besonders kritisiert werden die geplante Streichung von 400 Vollzeitstellen und die Lohnkürzungen für das Staatspersonal.

In dieselbe Kerbe schlägt der VPOD der Region Basel. Er werde die Einzel-massnahmen genau prüfen und «gegen den Strich bürsten», schreibt die Gewerkschaft des Staatspersonals. Gleichzeitig kündigt der VPOD eine grosse Protestaktion des Kantonspersonals an.

Dem Jungen Grünen Bündnis und den Jusos ist vor allem die Streichung der Subventionen an das U-Abo ein Dorn im Auge. Die Jusos haben bereits eine Petition «zur Rettung des U-Abos» lanciert.

Ganz anders die Reaktion der bürgerlichen Parteien CVP, FDP und SVP, die in einem gemeinsamen Mediencommuniqué die vorgestellten Massnahmen zur Sanierung der Kantonsfinanzen «wohlwollend zur Kenntnis» nehmen. «Die aktuelle Finanzlage erfordert eine schonungslose Hinterfragung verschiedenster Aufgaben und Leistungen, die in unserem Kanton über die Jahre hinweg herangewachsen sind», schreiben die Parteien.

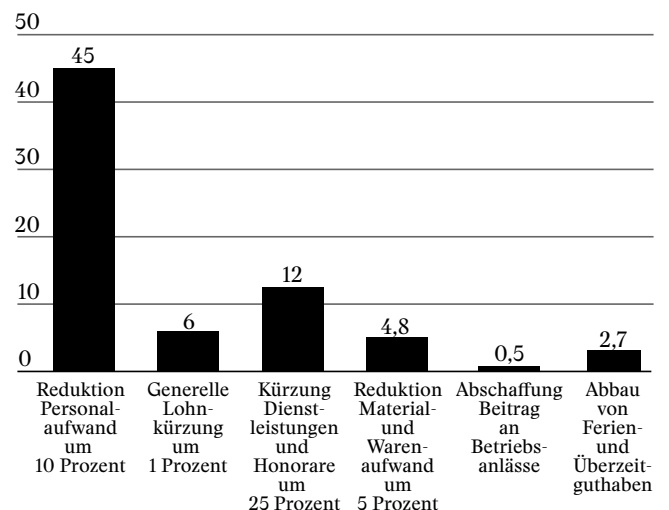
Ob sich diese Einigkeit lange halten wird, wird sich zeigen. Es sei noch zu früh, zu den einzelnen Massnahmen konkret Stellung zu nehmen, heisst es im gemeinsamen Communiqué.

Online

Weitere Zahlen und Grafiken zu den Sparmassnahmen finden Sie online: tageswoche.ch/+wuufg

Alle Direktionen

in Millionen Franken



Sparen an der Uni? Das ist völlig gegen den Lauf der Zeit, findet der Basler Bildungsdirektor Christoph Eymann.

«Es knarrt im Gebälk»

von Andreas Schwald

Ab 2018 will der Kanton Baselland 25 Millionen Franken weniger an die Universität Basel zahlen. Sollte er das tun, müssten auch die Basler ihren Beitrag reduzieren. Mit einschneidenden Folgen, wie der Basler Bildungsdirektor Christoph Eymann im Interview sagt.

Herr Eymann, das Baselbiet will seinen per Staatsvertrag geregelten Beitrag an die Universität Basel von rund 160 Millionen Franken um 25 Millionen kürzen – ab 2018. Doch das muss es erst noch aushandeln. Aus Sicht des Verhandlungspartners: Ist dieser Betrag überhaupt realistisch?

Würde das Baselbiet den Beitrag kürzen, bedeutet das auch, dass Basel-Stadt seinen Beitrag um 25 Millionen Franken zurückfahren muss. Gleichzeitig sind von diesem im Vertrag geregelten Betrag auch Drittmittel abhängig: Das sind Beiträge vom Bund, Stiftungsgelder oder Beiträge aus dem Nationalfonds. Das bedeutet unter dem Strich, dass der Uni nicht nur 25 Millionen fehlen werden, sondern insgesamt eher zwischen 60 und 100 Millionen Franken. Heute nimmt die Universität Basel rund 700 Millionen Franken ein, inklusive der Beiträge der Kantone. Alles in allem heisst das also, dass die Institution wohl auf rund 10 Prozent weniger Einnahmen kommt.

Und das heisst konkret?

Die Uni würde sicher nicht mehr zu den allerbesten der Welt gehören. Sie müsste gewisse Studiengänge schliessen, Studierende aus Basel-Stadt und Baselland müssten deswegen an andere Universitäten und ins Ausland und dann je nach dem zusätzlich noch durch kantonale Stipendien versorgt werden. Kurz und gut: Das bedeutet eine umfassende Qualitätseinbusse. Und nicht zuletzt müsste wohl auch die Uni mit ihren rund 3000 Angestellten Personal entlassen. Zusätzlich würde der Wirtschaftsstandort Basel leiden, der von der Nähe der Universität stark profitiert. Es wäre ein Rückschritt der Uni Basel in die Provinz. Das müssen wir verhindern.



«Die Kürzungen führten zum Rückschritt der Uni Basel in die Provinz.»

Baselland stellt sich auf den Standpunkt, dass es sehr wahrscheinlich sei, den Betrag um 25 Millionen Franken drücken zu können. Wie will Basel-Stadt das verhindern?

Wir gehen davon aus, dass wir ja noch zu Verhandlungen eingeladen werden. In erster Linie geht es darum, die Folgen aufzuzeigen: Wir sind überzeugt, dass Regierung und Landrat den Volkswillen beachten wollen. Schliesslich sagte das Baselbiet 2007 mit 83 Prozent Ja zum Uni-Vertrag und das in Kenntnis der Kosten. Nicht zuletzt haben wir auch auf Wunsch der Baselbieter Politik die Anzahl der Humanmedizin-Studiplätze erhöht, da wollen wir weitermachen, erst recht jetzt, wenn sich auch der Bund finanziell weiter beteiligen will.

Aus Sicht von Basel-Stadt ist der Betrag also zu hoch; für die Baselbieter scheint er nun eine verschmerzbare Einsparung zu bedeuten. Wie erklären Sie sich den Sinneswandel?

Für mich ist das jetzt noch schwer vorstellbar beziehungsweise ich stelle mir die Frage: Warum soll eine Gesellschaft, die sich von Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie zur Wissensgesellschaft wandelt, ausgerechnet in diesem entscheidenden

Bereich Mittel sparen? Das ist völlig gegen den Lauf der gesellschaftlichen Entwicklung – auch in dem von mir geschätzten Nachbarkanton Baselland. Auf der einen Seite treibt die Politik eine Standortförderung voran, mit der sie auf Pharmafirmen setzt, und auf der andern limitiert sie nun ausgerechnet die Institution, die wesentlich zum Gedeihen dieser Firmen beiträgt.

Vor zwei Wochen wurde die Basler Regierung über das Vorhaben offenbar orientiert. Wie hat die Basler Regierung reagiert?

Es ist sehr fair, dass uns die Baselbieter Regierung vor zwei Wochen grob orientiert hat. Aber es war keine erste Verhandlungsrunde. Es war ein rein informatives Treffen. Anlässlich dessen haben wir auch von unserer Seite aus die entsprechend wichtige Verbindung zwischen Universität und einem gemeinsamen Gesundheitskonzept betont. Diese Kooperation kann nicht als Einzelnes betrachtet werden, wie die Regierung bereits betont hat.

Seit einer Woche ist Ihre neue Amtskollegin Monica Gschwind im Amt. Sie ist als neue Bildungsdirektorin auch für den Uni-Vertrag zuständig. Haben Sie sich schon getroffen?

Ja, allerdings entgegen meinen Gepflogenheiten bereits vor ihrem Amtsantritt, weil sie sich intensiv zu Themen geäussert hatte, die auch in meinen Zuständigkeitsbereich fallen.

Sie haben also aktiven Handlungsbedarf für eine Unterredung gesehen.

Ja, vor allem wegen einiger Äusserungen im Wahlkampf: Da ging es um Lehrpläne, um HarmoS und weitere Vorhaben, die für uns gemeinsam wichtig sind. Ich war neugierig, es handelte sich um ein informatives Gespräch.

Was hat die Neuverhandlung im Rahmen der Sparpläne für Auswirkungen auf die Zusammenarbeit zwischen den Kantonen?

Mir ist wichtig, festzuhalten: Die beiden Kantone pflegen eine enge Partnerschaft. Natürlich ist das Sparprogramm jetzt eine Belastungsprobe fürs Ganze. Wie in jeder Beziehung gibt es Situationen, in denen es knarrt im Gebälk. Entscheidend aber ist, wie wir alle ohne Schaden da rauskommen. Es geht hier ganz konkret um Institutionen, die nicht beschädigt werden sollen, und in meinem Zuständigkeitsbereich handelt es sich dabei um die gemeinsame Universität Basel.

Und wo kann Basel-Stadt den Baselbietern entgegenkommen?

Basel-Stadt hatte für 2017 bereits ein Entgegenkommen signalisiert, das Baselland entlasten kann. Dabei ging es um eine Mietreduktion der Uni für Gebäude, die Basel-Stadt gehören, was sich positiv für die Baselbieter Seite auswirken würde. Grund ist, dass die Standortvorteil-Regelung per Ende 2016 ausläuft, die Basel verpflichtet, 10 Prozent des Restdefizits der Universität allein zu tragen. Aber profunde Verhandlungen haben noch nicht stattgefunden.

tageswoche.ch/+7krsz

Die Baselbieter Sparstrategie mag radikal sein, visionär ist sie nicht. Der Kanton verwaltet einfach weiter das Alte.

“

Es war keine Offenbarung, es war vor allem eine Bestätigung, die der Baselbieter Regierungsrat am Mittwoch vorlegte. Wesentliche Posten des Sparprogramms waren schon bekannt: die Kürzung der Uni-Beiträge, die höheren U-Abo-Preise, auch dass beim Personal gespart werden soll.

Das Sparprogramm ist deftig. 400 Vollstellen streicht der Kanton bis 2019, das ist jede zehnte Stelle auf der Verwaltung; wer bleiben darf, erleidet eine flächendeckende Lohnkürzung von einem Prozent. Der Alleingang mit dem U-Abonnement macht den Kanton zu einer Hochpreisinsel im Tarifverbund Nordwestschweiz. Und dem städtischen Protest gegen die Kürzung der Uni-Beiträge ab 2018 machte der Basler LDP-Bildungsdirektor Christoph Eymann Luft: Er warnt vor einem drohenden «Rückschritt der Uni in die Provinz».

Das leidvolle Kostentreiber-Mantra

«Es kann so nicht weitergehen», liess sich Finanzdirektor und Regierungspräsident Anton Lauber (CVP) in der «Baselandschaftlichen Zeitung» gleich nach der Medienkonferenz zitieren. Das stimmt. Und doch geht es weiter.

So will der Kanton etwa noch immer Netto-Investitionen von 200 Millionen Franken pro Jahr tätigen. Das freut vor allem Baudirektorin Sabine Pegoraro (FDP). Die Steuern bleiben unangetastet.

«Bildung, Soziales, Gesundheit» – das sind die Kostentreiber, lautete das Mantra der Spar-Medienkonferenz. Ausbaden werden es vor allem zwei Direktionen.

Anton Lauber geht mit gutem Vorbild voran und spart im eigenen Ressort tüchtig. Seine Finanz- und Kirchendirektion will bis 2019 kumuliert 387,6 Millionen einsparen. Die grossen Posten hierbei: ein Selbstbehalt auf den Krankheitskostenabzug, die Deckelung des Fahrkostenabzugs auf 3000 Franken und eine Reduktion der Prämienverbilligung.

Die Bildungsdirektion unter der neuen Leitung von Monica Gschwind (FDP) gedenkt, bis 2019 kumuliert 128,8 Millionen Franken einzusparen.

Doch den grössten Teil macht dabei die Kürzung bei den Staatsverträgen aus: Insgesamt 50 Millionen Franken bringt die erhoffte Beitragskürzung an die Uni bis 2019, 14,7 Millionen die Kürzung der Kulturpau-



Andreas Schwald ist Redaktor bei der TagesWoche. tageswoche.ch/+gezqd

schale an Basel-Stadt. Einsparungen, die die Direktion selbst direkt kaum schmerzen werden.

Den Rest bestreiten die anderen drei, wobei die Bau- und Umweltschutzdirektion nur die Streichung der U-Abo-Subvention als wesentliche Massnahme präsentierte. Isaac Rebers (Grüne) Sicherheitsdirektion will vor allem die Bussen und Gebühren korrigieren, ansonsten gilt für ihn wie für Thomas Weber (SVP) in der Volkswirtschafts- und Gesundheitsdirektion neben einigen kleinen Anpassungen vor allem: «mehr Disziplin».

Und so trifft es am Schluss ausgerechnet den Baselbieter Mittelstand am härtesten. Das Lieblingskind der bürgerlichen Politik wird die erhofften dauerhaften Einsparungen von 188 Millionen tragen müssen. Mit den Reduktionen im Bildungsbereich, mit höheren Gebühren für den öffentlichen Verkehr, mit Lohnkürzungen der Staatsangestellten und tieferen Abzügen.

Am Schluss trifft es den Mittelstand am härtesten. Das Lieblingskind der bürgerlichen Politik wird die Einsparungen tragen müssen.

Die Finanzstrategie 2016 bis 2019 ist in ihrer Strenge wohl radikal. Visionär ist an ihr aber nichts. Vordergründig tastet die Regierung sehr wohl Tabus an: die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kantons, angesehene Institutionen wie die gemeinsam getragene Universität, den Kulturvertrag, das beliebte U-Abo.

Was bleibt, ist die Tatsache, dass dies alles konventionelle Leistungskürzungen

sind – eine Reaktion auf gewachsene Strukturen. Eine neue Investitionsstrategie, die Erschliessung neuer Einnahmequellen oder zumindest die Erwägung einer Anpassung der Steuerkurve: Fehlanzeige. Stattdessen verwaltet der Kanton das Alte.

Von den geplanten 188 Spar-Millionen liegen rund 110 Millionen in der Beschlusskompetenz des Regierungsrats. Das verschafft Luft, um vielleicht einen möglichen parlamentarischen Widerstand zu umgehen – bislang hat der Landrat noch jedes Sparpaket bis zur Untauglichkeit verstümmelt. Doch der ausserparlamentarische Widerstand wächst bereits.

Und das, obwohl der starke Block der bürgerlichen Regierungsparteien sogleich seine Unterstützung für die Sparstrategie ihrer Regierung angekündigt hatte. Bereits reklamiert der Verband der Baselbieter Gemeinden, der bei Weitem nicht links politisiert: Er hält es in einer Mitteilung für «absolut inakzeptabel, dass der Kanton 30 Millionen Franken, die er den Gemeinden für die finanzielle Entlastung bei der Ergänzungsleistung schuldet, nicht auszahlen will».

Die Schlacht am Finanzloch ist eröffnet

Die Linke protestiert gegen die höheren U-Abo-Gebühren, die Personalverbände werden gegen die Abbaupläne aktiv.

Basel-Stadt will es gar nicht erst so weit kommen lassen, dass die Baselbieter ihre Uni-Beiträge um 25 Millionen Franken kürzen. Und selbst das «Komitee Starke Schule Baselland», das in seiner Mitteilung noch auf alt Bildungsdirektor Urs Wüthrich (SP) als Kostentreiber eindrischt, zerlegt in derselben Mitteilung die Massnahmen im Schulbereich – nur um schliesslich mitzuteilen, dass das Komitee die meisten Vorschläge «dezidiert» ablehnt.

Die Schlacht am Finanzloch ist eröffnet. Will die Baselbieter Regierung den Leidensdruck verstärken, um die Akzeptanz für die drohende Steuererhöhung zu verstärken, so hat sie mit ihrem Massnahmenpaket ideale Vorarbeit geleistet. x

”

Basis 21 gegen Unia: Zwei Gewerkschaften bekämpfen sich erbittert, obwohl sie behaupten, die gleichen Ziele zu verfolgen.

DER GEGNER AUS DEN EIGENEN REIHEN

Von Matthias Oppliger

Die Stimmung im Kongresshaus Biel ist aufgeräumt: Die Gäste stehen beim Znüni. Es wird multilingual geplaudert, mindestens in allen Landessprachen. Die Unia, die grösste Gewerkschaft der Schweiz, feiert ihr Zehn-Jahre-Jubiläum. Zwischen Kuchenbuffet, Sichtbetonwänden und weiss uniformiertem Servicepersonal haben sich mehrere Hundert Mitarbeiter versammelt.

Nur ein paar wenige Meter entfernt hält in einer Seitenstrasse ein weisser Camper. Dem Fahrzeug entsteigt eine kleine Gruppe und entrollt ein rotes Banner, darauf steht «Unia macht krank».

Hier ist die Stimmung eher nervös als heiter. Während sich jeder eine schwarze

Schirmmütze aufsetzt, drückt Mario Ricciardi, ein breitschultriger, grosser Mann mit schulterlangen, grau melierten Haaren in einer schwarzen Softshell-Jacke, jedem seiner Mitstreiter einen Stapel Flugblätter in die Hand. Camper, Schirmmützen, Softshell-Jacken und Flugblätter ziert ein simples Logo: Ein Regenbogen, darunter steht in roten Lettern «Basis 21».

Bevor sich die Gruppe in Bewegung setzt, warnt Ricciardi: «Es könnte hektisch werden. Macht euch darauf gefasst, dass sie uns rauswerfen wollen. Seid hartnäckig und lasst euch nicht abwimmeln.»

Zielstrebig marschiert das knappe Dutzend Basis-21-Aktivist*innen zum Kongresshaus, mitten hinein in die Znünipause der

Unia-Angestellten, Ricciardi voraus. Er verteilt Flugblätter, schüttelt Hände, umarmt ein paar Leute kameradschaftlich. Während einige ihn freundlich begrüssen, das Flugblatt entgegennehmen und einige Wörter mit ihm wechseln, wenden sich andere ab. Wortlos oder mit bösen Kommentaren: «Was willst du hier, Mario?», «Lass uns doch einfach in Frieden, Mario!», «Nicht du schon wieder, Mario?»

Eine Lautsprecherstimme bittet die Unia-Angestellten in den grossen Saal. In die Menschenmenge kommt Bewegung, die Basis-21-Gruppe löst sich im Getümmel auf. Das Banner ist nicht mehr zu sehen.

Dann kommt es zur Eskalation. Trotz der unübersichtlichen Situation hat die

UNIA

Die Gewerkschaft.
Le Syndicat.
Il Sindacato.

ans
Jahre
anni

Gewerkschaft
Le Syndicat
Il Sindacato
Basis 21

Basis 21

UNIA MACHT KRANK

Basis 21 wirft der Unia vor, die eigenen Angestellten schlecht zu behandeln.

FOTOS: MATTHIAS OPLIGER



Es geht nicht nur um die Mitgliederzahl: Mario Ricciardi und Verena Della Picca stellen sich mit Basis 21 gegen ihren ehemaligen Arbeitgeber Unia.

Unia-Führung die Störenfriede mit den Flugblättern bemerkt. Plötzlich tauchen ein paar Männer auf, ihre Namensschilder weisen sie als Unia-Kader aus, darunter der Personalchef und der Kommunikationsverantwortliche. Sie wirken aggressiv.

Sie versuchen, die Basis-21-Leute daran zu hindern, den Unia-Angestellten in den Saal zu folgen. Während innen die Feier eröffnet wird, kommt es draussen in den Gängen zu hektischen Szenen. Einer der Männer will Ricciardi am Arm packen und ballt eine Hand zur Faust. Ricciardi wird laut: «Fass mich nicht an!» Ein anderer versucht, die Stapel mit Flugblättern an sich zu nehmen. Der Tonfall wird gehässig.

Der Tumult ruft den Hausherrn auf den Platz. Drei Angestellte des Kongresshauses stellen sich als Menschenkette in den Weg. Jemand hat die Polizei alarmiert. Als diese zehn Minuten später erscheint, hat sich die Aufregung aber gelegt.

Enttäuschungen und verletzter Stolz

Auch wenn sich die Vertreter von Basis 21 und der Unia nicht einig sind, so sprechen sie doch immerhin wieder miteinander. Die abschliessende Einladung zum Kaffee schlägt Ricciardi dennoch aus. Lieber will er noch ein Gruppenfoto mit Banner vor dem mit Unia-Slogans geschmückten Kongresshaus. Sein Kampf geht weiter.

Gewerkschaft gegen Gewerkschaft: Es ist eine Geschichte von Enttäuschungen und verletztem Stolz. Und eine Geschichte voller Gerichte und Beschwichtigungsversuche, eine Sammlung harter Vorwürfe und vehemente Dementi.

Die Unia ist mit ungefähr 200 000 Mitgliedern die schweizweit grösste Gewerkschaft und vertritt gemäss eigenen Angaben die Interessen von 1,3 Millionen Arbeitnehmern aus verschiedenen Branchen. Die Unia ist aber auch ein grosser Arbeitgeber. Auf die Zentrale in Bern und die 14 Regionen verteilen sich rund 1000 Angestellte.

Wer Ricciardi und Della Picca zuhört, bekommt den Eindruck, dass die Unia ihre Angestellten schlecht behandelt und Kritiker wegmobbt.

Basis 21 dagegen ist ein Winzling. Vor rund einem Jahr gegründet und mit nur drei Angestellten zählt sie bisher 1000 Mitglieder. Flugblätter, Schirmmützen, Visitenkarten: Es wirkt alles noch improvisiert. Der Unterschied zum Gewerkschaftskonzern Unia könnte kaum grösser sein.

«Unia macht krank», lautet der auf eine knackige Zeile eingedampfte Hauptvorwurf von Basis 21 an die Unia, insbesondere jedoch an deren Basler Ableger. Wer Ricciardi und Della Picca zuhört, bekommt den Eindruck, dass die Riesengewerkschaft ihre Angestellten schlecht behandelt, unter enormen Druck setzt, mit kleinlichem Controlling schikaniert und Kritiker gnadenlos wegmobbt.

Bei der Unia Nordwestschweiz brodelt es schon länger, die Situation im Gewerkschaftshaus wurde bereits vor zwei Jahren von der TagesWoche aufgegriffen. Ausserdem wendeten sich fünf anonyme Unia-Angestellte Anfang Jahr in einem Brief an die «Basler Zeitung».

Doch der offene Konflikt zwischen Basis 21 und Unia stellt eine Eskalation dar. Die junge Gewerkschaft vertrete viele ehemalige und krankgeschriebene Unia-Angestellte, die sich gegen ihre Arbeitsbedingungen wehren wollen, sagt Ricciardi. Er erzählt von Anrufen von leidenden Unia-Gewerkschaftern aus der ganzen Schweiz. «Besonders schlimm ist die Situation aber bei der Unia Nordwestschweiz. Die beiden Geschäftsführerinnen Sanja Pesic und Evelyn Müller haben am Claraplatz ein regelrechtes Terrorregime aufgebaut.»

Von grossem Druck sprechen etwa zwei Unia-Angestellte, die sich hilfeschend an Basis 21 gewendet haben. Der TagesWoche ist eine Reihe von entlassenen und aktuell krankgeschriebenen Gewerkschaftsmitarbeitern bekannt. Wir haben mit einigen gesprochen, fast alle fürchten Repressionen. Alle wollen anonym bleiben, nicht einmal ihr Geschlecht soll in der Zeitung stehen.

Filtert man aus allen diesen Einzelschicksalen die erlittenen Enttäuschungen und verletzten Gefühle heraus, bleiben drei Hauptvorwürfe an die Führung der Unia Nordwestschweiz. In der Kritik stehen namentlich die beiden Geschäftsführerinnen Sanja Pesic und Evelyn Müller:

Die Angestellten der Unia würden unter grossem Druck stehen, neue Mitglieder

Online

Klassenkampf reloaded: Gewerkschafter greifen in die Politik ein. tageswoche.ch/eiolo

zu gewinnen. Je nach Position müsse ein Gewerkschafter jährlich 300 neue Mitglieder anwerben. Die Angestellten stünden unter permanentem Rechtfertigungsdruck gegenüber Vorgesetzten und Kollegen.

Dieser Druck gehe einher mit minutiösen Kontrollen. So müssten die Angestellten im Aussendienst genauestens angeben, mit wem sie sich wann und wo wie lange unterhalten haben. Treffen ausserhalb der Arbeitszeit seien nicht erwünscht, obwohl dann die Chancen auf Neuanwerbungen viel höher seien als etwa auf der Baustelle unter den Augen des Vorarbeiters.

Wer dieses rigide System kritisiere oder nur hinterfrage, werde schikaniert, versetzt, entlassen oder weggeobbt. Die Folge seien unzählige Krankschreibungen, Kündigungen oder Burnouts.

Wir wollten Pesic und Müller mit diesen Vorwürfen konfrontieren. Doch die beiden Geschäftsführerinnen sprechen nicht mit den Medien, mehrere Anrufe blieben ohne Reaktion. Stattdessen werden die Fragen von Corinne Schärer beantwortet, die Vorgesetzte von Pesic und Müller. Sie ist Teil der Konzernleitung und in der Unia-Zentrale in Bern unter anderem für die Region Nordwestschweiz zuständig.

Schärer streitet alle Vorwürfe entschieden ab und spricht von «bösen Gerüchten». «Wir gehen mit unserem Personal sehr gut um, und kommt es doch einmal zu Konflikten, sind die Interessen durch die interne Personalkommission bestens gewahrt.» Von «unmenschlichem Druck» könne keine Rede sein. Es werde auch kein «schikanöses Controlling» betrieben. «Wer bei uns arbeitet, weiss genau, was wir von ihr oder ihm erwarten. Das steht im Stellenbeschrieb und wird in regelmässigen Zielvereinbarungsgesprächen wiederholt.» Ein Controlling sei bei so klar vorgegebenen Zielen also gar nicht nötig.

Verhärtete Fronten

Sie räumt ein, es gebe Mitarbeiter mit der Vorgabe jährlich 300 neue Mitglieder zu gewinnen, im Schnitt 1,5 pro Arbeitstag. «Dabei handelt es sich jedoch um spezialisierte Teams. Die machen also acht Stunden am Tag nichts anderes als Mitgliederwerbung.» Dieses Ziel sei in einem 100 Prozent Pensum gut zu erfüllen. Ein Gewerkschaftssekretär müsse zwar auch Mitglieder gewinnen, habe jedoch eine deutlich tiefere Vorgabe. Sie will weder genaue Zahlen noch eine Bandbreite der Zielvorgaben für Gewerkschaftssekretäre angeben.

Die verhärteten Fronten zwischen Unia und Basis 21 erklärt Schärer mit der persönlichen Vorgeschichte der Involvierten. «Mario Ricciardi war ein sehr guter Werber.» Es sei leider zum Bruch gekommen, als die Unia-Leitung es ablehnte, dass er künftig die Mitgliederwerbung mit einem eigenen Geschäftsmodell machen wollte: «Mario und die Unia gingen im Unguten auseinander.» In der Kampagne von Basis 21 sieht sie eine durch persönliche Ressentiments geprägte, zu scharfe und ungerechtfertigte Kritik eines ehemaligen Angestellten.

Ricciardi hat naturgemäss eine etwas andere Sicht auf seine Vergangenheit in der Unia. Die Unia versuche ehemalige Angestellte, die sich kritisch äussern, öffentlich zu diskreditieren, sagt er. «Corinne Schärer kennt mich nicht, wir sind uns vielleicht zweimal begegnet. Was sie über mich erzählt, hat sie alles aus zweiter Hand.» So sei er nicht «Werber» gewesen, sondern Leiter der Abteilung Bau und Gewerbe für Zürich und die Nordwestschweiz. Er habe auch nicht ein «neues Modell der Mitgliederanwerbung» vorgeschlagen, sondern bloss darauf hingewiesen, dass nicht die schiere Zahl der Mitglieder entscheidend sei.

Für die Unia-Leitung stecken hinter Ricciardis Vorwürfen persönliche Ressentiments eines ehemaligen Angestellten.

«Ich habe vorgeschlagen, den Fokus darauf zu richten, die bestehenden Mitglieder zu behalten und aktiv einzubinden.» Die Unia habe keine aktive Basis mehr, die sich

einbringe und zusammen mit der Unia für ihre Anliegen kämpfe. Als er mit seinen Ideen abblitzte, entschied sich Ricciardi zu kündigen. «Ich konnte die Methoden der Unia nicht mehr mit meinen Überzeugungen vereinbaren, also musste ich gehen.»

Er und seine Partnerin Verena Della Pica liessen sich umgehend freistellen. «Von einem Abschied im «Unguten» kann keine Rede sein.» In einem Arbeitszeugnis vom Februar 2014 heisst es entsprechend: «Wir kennen Mario Ricciardi als äusserst loyale und integre Persönlichkeit, welche sich stark für die Interessen der Unia einsetzte und sich voll und ganz mit unserer Organisation identifizierte. Er genoss in allen Belangen unser volles Vertrauen.»

Ein Teil Arbeitskampf, ein Teil persönliche Abrechnung und dazu ein idealistischer Richtungsstreit: Der Konflikt zwischen dem Gewerkschaftsgiganten Unia und der Splittergewerkschaft Basis 21 tobt öffentlich. Eine Bereitschaft zur kritischen Selbstbetrachtung scheint beim mächtigsten Kämpfer für Arbeitnehmerrechte in der Schweiz nicht vorhanden – und mit der Basis 21 hat die Gewerkschaft nun einen Gegner, der sie mit den eigenen Waffen bekämpft.

tageswoche.ch/+pb8zr

×

ANZEIGE

Stimmen

TICKETS: WWW.STIMMEN.COM

Festival 2.-26. Juli '15

Ivan Lins & SWR Big Band
The Hooters
Patti Smith
Sophie Hunger
Lionel Richie
Status Quo
Melissa Etheridge
Lionel Richie
Status Quo
Melissa Etheridge
Lionel Richie
Status Quo

Premiumsponsoren: Sparkasse, badenova, Rolfhaus

Hauptsponsoren: Endress + Hauser

SICHERE DIR DEINEN STUHL!
WHITEDINNERBASEL.CH



White Dinner Basel

Das magische Picknick in Weiss – mit Livemusik und Tanz

Gemeinsam erleben, mit Freunden staunen und Basel geniessen

Freitag, 11. September 2015 | 19 Uhr

Gewerkschaften

Nicole Schnetzer und Max Felske haben ihre Stelle bei der Unia verloren. Nun gehen sie an die Öffentlichkeit.

«Eine Gewerkschaft sollte Vorbild sein»

von Matthias Oppliger

Bei der Unia Nordwestschweiz ist Feuer im Dach. Krankschreibungen, Kündigungen und Entlassungen häufen sich. Enttäuschte Angestellte wenden sich an die neue Gegen-Gewerkschaft Basis 21. Darunter auch Nicole Schnetzer und Max Felske.

Das sind ihre Geschichten, die sie öffentlich machen wollen. Aus personalrechtlichen Gründen kann die Unia die Fälle nicht kommentieren. Corinne Schärer, Regionalverantwortliche Nordwestschweiz der Gewerkschaft, hält bloss fest, dass die Auflösung der beiden Arbeitsverhältnisse rechtlich korrekt abgelaufen sei.

Schnetzer und Felske haben vor Kurzem ihre Jobs bei der Unia Nordwestschweiz verloren. Anders als andere Unia-Angestellte scheuen sie die Öffentlichkeit nicht.

Nicole Schnetzer (46) hatte erst im September 2014 als Gewerkschaftssekretärin im Bereich Tertiär, speziell Einzelhandel, angefangen. Von Beginn an fand sie: «Meine Teamkollegen machten einen unmotivierten, angespannten Eindruck.» Dahinter habe offensichtlich ein Konflikt mit der Teamleiterin gestanden, sagt Schnetzer. Es sei bald zur Eskalation gekommen.

Rausschmiss der «Rädelsführerin»

Das Team äusserte den Unmut mit einem Brief an die Geschäftsleitung, es gab ein Coaching – vergebens: «Das Team wurde aufgelöst und auf verschiedene Posten versetzt», sagt Schnetzer. Die Unia bestätigt, es habe ein Coaching stattgefunden, das Tertiär-Team sei aber nicht aufgelöst, sondern lediglich umorganisiert worden.

Schnetzer selbst wurde, obwohl auf Detailhandel spezialisiert, auf Baustellen geschickt, um Mitglieder anzuwerben. Wenig später wurde sie entlassen, aus heiterem Himmel, wie sie sagt. «Ich hatte ein tadelloses Probezeitgespräch hinter mir, und nur Wochen später wurde mir gesagt, dass ich gehen könne.» Seit diesem Tag ist Schnetzer krankgeschrieben.

Als Gründe hätten ihre Vorgesetzten ihre Rolle als «Rädelsführerin» im Konflikt

mit der Teamleiterin angeführt, zudem sei sie als alleinerziehende Mutter zu wenig flexibel. In einem Schreiben vom 21. Mai wird die Kündigung dann aber mit mangelndem Fachwissen, fehlender Belastungsfähigkeit und verfehlten Zielen begründet. Dieser Brief liegt der TagesWoche vor.

Max Dietmar Felske ist ein erfahrener und weitherum vernetzter Gewerkschafter,

so war er etwa für die Aufdeckung der Lohndumpingfälle beim Roche-Turm verantwortlich. Ständig klingelt beim Gespräch sein Telefon, er erhält Anrufe aus ganz Osteuropa. «Mein Name wird via Facebook und Mundpropaganda herumgereicht. Wer arbeitsrechtliche Probleme hat, gelangt an mich.»

Er helfe allen, ob Unia-Mitglied oder nicht. Viele seien danach derart dankbar, dass sie gleich Gewerkschaftsmitglied würden. «Deshalb konnte ich meine Zielvorgaben meist gut erfüllen», erklärt Felske rückblickend.

Seine Methode wurde ihm zum Verhängnis. Seine Chefinnen werfen ihm vor, auf eigene Rechnung gearbeitet zu haben. Er wurde deshalb fristlos entlassen, obwohl er zu diesem Zeitpunkt krankgeschrieben war. Felske prüft zusammen mit Basis 21 nun rechtliche Schritte.

Felske und Schnetzer, zwei Beispiele, die Ähnliches anführen: Unstimmigkeiten mit Vorgesetzten, eine überraschende Kündigung und eine Trennung im Unfrieden. Besonders schmerzhaft bleibt für beide die Enttäuschung über das «rigorose» Vorgehen der Unia. «Eine Gewerkschaft sollte als soziale Bewegung ein Vorbild sein für alle anderen Arbeitgeber, auch im Umgang mit dem eigenen Personal», sagt Felske.

tageswoche.ch/+sxbjs

×

Zwei Gewerkschafter gegen die Unia: Nicole Schnetzer und Max Felske. FOTO: STEFAN BOHRER



Basel ist eine Stadt der Innenhöfe. Manche davon sind wahre Paradiese. Damit es noch mehr werden, unterstützt der Verein Ökostadt Leute, die anpacken wollen.

Wie Hinterhöfe zu kleinen Oasen werden

von Franziska Siegrist



In einer kleinen Oase in der Basler Ahornstrasse, die mehrere Häuser miteinander verbindet, gedeihen Gemüse und Kräuter. Farbige Blüten leuchten unter dem Schatten spendenden Baum. Vögel zwitschern, und Insekten schwirren von Blüte zu Blüte. Ein Goldschmied arbeitet in seinem Atelier. «Wir geniessen diesen Ort sehr», sagt eine Anwohnerin, «regelmässig veranstalten wir hier auch Hoffeste.»

Typisch in Arbeiterquartieren

Dieser Hof ist ein schönes Beispiel für eine vielfältige Nutzung auf kleinstem Raum. Doch er benötigt auch Pflege. Die übernimmt hier eine Nachbarin.

Basel ist eine Stadt der Hinterhöfe. Nach 1859, als die Stadtmauer abgerissen wurde, zog die Stadt für die rasch wachsende Bevölkerung nach und nach neue Wohnquartiere hoch. So entstanden beispielsweise im Gundeldinger-, im St. Johann- und im Matthäusquartier mehrstöckige Wohnbauten, die um gemeinsame Innenhöfe angeordnet waren. Die Innenhöfe mussten damals an zwei gegenüberliegenden Ecken gegen aussen offen sein. Das sollte eine gute Durchlüftung garantieren, damit sich die Schadstoffe aus den Holzöfen nicht ansammeln konnten.

Ursprünglich dienten diese Innenhöfe dem Kleingewerbe als Werkstätten und als Lagerräume. Sie sind deshalb ein typisches Merkmal von Arbeiterquartieren. In den bürgerlichen Quartieren dagegen entstanden repräsentative Gärten.

Kleine Flächen, grosser Nutzen

Heute fehlt es der Stadt stark an freien Landreserven. Darum soll Basel in Zukunft weiter nach innen verdichtet werden. Da ist es trotzdem wichtig, genügend Freiflächen und Grünräume einzuplanen. Denn die Lebensqualität in der Stadt soll nicht leiden – trotz Verdichtung. Und da spielen auch kleine Flächen wie die von Hinterhöfen eine wichtige Rolle.



Eine abwechslungsreichere Gestaltung mit Pflanzen und Sträuchern könnte diesen Hinterhof aufwerten.

FOTOS: FRANZISKA SIEGRIST

Möglichkeiten zur Verbesserung und Gestaltung sieht der Verein Ökostadt Basel bei asphaltierten, betonierten oder mit Platten belegten Hinterhöfen. Im Rahmen eines Projektes hilft der Verein deshalb bei der Begrünung solcher Flächen.

«Generell wird der Architektur im Stadtraum sowie der Gestaltung von Innenräumen eine grosse Bedeutung beigemessen», sagt Projekt-Initiantin Katja Hugenschmidt. «Der Aussenraum hat aber ebenfalls eine wichtige Funktion.»

Ein Gewinn für alle

Das Projekt möchte dazu anregen, Hinterhöfe und Vorplätze bewusst wahrzunehmen und wo möglich durch Entsiegeln und vielseitiges Begrünen in wohltuende Stadt-oasen umzuwandeln. Das geht auch, wenn ein Hinterhof verschiedenen Bedürfnissen gerecht werden soll. Ein Kiesweg als Zufahrt hilft im Gegensatz zu einer asphaltierten Fläche, dass das Wasser versickern kann. Eine abwechslungsreiche Bepflanzung mit Blumen, Büschen und Bäumen erfreut das Auge und sorgt über mehrere Monate für Blütenpracht.

Schon kleine begrünte Randflächen zeigen Wirkung. Einheimische Gewächse locken Bienen, Schmetterlinge und diverse Vögel an, die Begrünung wirkt als Filter für Luftschadstoffe und sorgt für ein angenehmes Klima im Innenhof.

tageswoche.ch/+he5cy ×



Innenstadt

Strenge Regeln für Lastvelos

von Mara Wirthlin

Seit 2010 hat Tilmann Schor ein Velotaxi-Unternehmen in Basel. Hätte er für seine Fahrzeuge keine Taxi-Rechte gekauft, wären sie in der Innenstadt nicht mehr zugelassen. Denn obwohl ihr Hybridantrieb lediglich eine Höchstgeschwindigkeit von 25 km/h erlaubt, gelten seit dem 1. Juni alle Dreiräder mit Pedalen und Elektromotor als «rikschaartige Motorräder».

Diese Kategorisierung macht laut Schor «absolut keinen Sinn». Er verweist auf eine Analyse aus dem Jahr 2008, die der Bund in Auftrag gegeben hat. Darin ist festgehalten, dass Velotaxis nur erfolgreich sein können, wenn sie als Fahrräder oder Leicht-Motorfahrräder kategorisiert sind und so auch in für Fahrräder geöffneten Fussgängerzonen und Einbahnstrassen verkehren dürfen.

Schors Kritik wird auch politisch unterstützt. SP-Grossrätin Dominique König-Lüdin, Pedaleurin in Schors Team, die sich für die Radrouten-Erweiterung und die verkehrsfreie Innenstadt einsetzt, ist sicher, dass mit etwas gutem Willen ein Entgegenkommen möglich wäre. «Die Rikschas als attraktive Option für Touristen und Basler gehören in die Innenstadt», findet sie.

Schon mehrere Male habe sie mit Schor die verantwortlichen Stellen im Justiz- und

Sicherheitsdepartement* aufgesucht. Dort verweise man bloss auf die Gesetze. Überhaupt sei es absurd, dass es für Rikschas keine eigene Kategorie und spezifische Regeln gibt: «Wir müssen uns wie Taxis verhalten. Beispielsweise dürfen wir nicht irgendwo stehen, um Passagiere aufzunehmen, sondern müssen auf den Taxistandplätzen warten.»

Auch der Geograf Stefan Brenneisen, selbst Besitzer von zwölf Rikschas, findet es sinnlos, diese aus der Innenstadt zu verbannen, handle es sich doch um «Langsamverkehrsmittel, die bestens in das neue Konzept passen.» Brenneisen ist aber zuversichtlich, dass die Regierung einen Weg findet, um Rikschas und Lasträder in der Innenstadt zu tolerieren: «Gerade in Basel sollten rikschaartige Fahrzeuge ja eigentlich auf Wohlwollen stossen – ich bin mir sicher, dass diese Chance für nachhaltige Mobilität nicht langfristig verpasst wird.»

«Willkürliche» Maximalbreite

Doch es gibt noch mehr Stolpersteine für Besitzer von rikschaartigen Fahrzeugen: Viele der Dreiräder scheitern grundsätzlich bei der Strassenzulassung, weil die Motorfahrzeugkontrolle auf der Vorschrift von einem Meter Maximalbreite beharrt. Eine kleinliche Regelung, findet Schor, auch wenn er selbst als Taxiunternehmen Sonderrechte geniesst. Die «rigiden Vorschriften» würden das ökologische Engagement von Rikschafahrern blockieren statt fördern. Die von Veloanhängern abgeleitete Maximalbreite sei «völlig beliebig». Für Rikschas, die im Unterschied zu Velo-

anhängern noch nicht so etabliert seien, wäre laut Schor eine gesetzliche Toleranz von 20 Prozent angemessen. Zumal ein Meter Breite für Lastvelos knapp bemessen sei: In Velotaxis würden Passagiere unnötig aneinandergedrückt. Und wenn sich der Ladekörper nur über und nicht zwischen den Hinterrädern platzieren lasse, führe dies zu einem Gleichgewichtsproblem.

Fragwürdige Ausnahmen

Das sagt auch Geograf Brenneisen. Für die Strassenzulassung musste er die Fahrzeuge seiner historischen Rikschasammlung extra auf die konforme Maximalbreite umbauen. Er findet, dass bei historischen Fahrzeugen Ausnahmen möglich sein sollten. Bei Kutschen ginge das ja auch.

Eine Ausnahme neben derjenigen für Schors Velotaxis gibt es offenbar schon: der Citycruiser der Basler Kurierzentrale. Ihre E-Dreiräder werden in der Innenstadt toleriert. Schor ist überzeugt, dass da eine Sonderbewilligung vorliegen muss. Die mag er den Kollegen zwar ausdrücklich gönnen, auch den Erfolg. Ungerecht sei die Sonderregelung trotzdem: «Die Kurierzentrale wird mit ihrem Citycruiser nun als Heldin der Stunde gehandelt – dabei sind viele mit ihren Fahrzeugen in den Startlöchern und werden wegen kleinlichen Vorschriften nicht auf die Strasse gelassen.»

tageswoche.ch/+uk3jl

* Die TagesWoche hat das zuständige Amt um eine Stellungnahme zu den Vorwürfen gebeten, was ferienbedingt leider nicht innert nützlicher Frist möglich war.

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Nicht ruhiger, aber verkehrsfreier: die Grünpfahlgasse am Donnerstag. FOTO: NILS FISCH

Innenstadt

Neugestaltung hat begonnen

von Dominique Spirgi

Noch vor wenigen Tagen haben sich Liefer- und Lastwagenschlangen durch die Grünpfahlgasse gezwängt. Grund dafür war die Sperrung der Hutgasse wegen Werkleitungsarbeiten der IWB. Doch nun gebieten ein grosses Parkverbotsschild und Bauabschrankungen dem rollenden Verkehr Einhalt. Nur noch das linke Drittel der Gasse ist frei, für den Fussgängerverkehr. Seit Montag, 6. Juli, wird umgestaltet.

Die Grünpfahlgasse ist erste Station des neuen Gestaltungskonzepts Innenstadt – ein Konzept, dessen Umsetzung sich noch über Jahrzehnte hinwegziehen wird. Für die knapp 50 Meter lange Gasse, die vom Rümelinsplatz zur Gerbergasse führt, ist eine Pflasterung mit Alpacher Quarzsandstein vorgesehen. Der gleiche Belag wird später unter anderem auch die Freie Strasse schmücken.

Grünpfahlgasse bis 21. August fertig

Laut einer Medienmitteilung des Basler Tiefbauamts werden die Bau- und Pflasterarbeiten in der Grünpfahlgasse am 21. August abgeschlossen sein. Das ist gut geplant, denn an diesem Datum findet der jährliche Grossanlass «Em Bebbi sy Jazz» statt. Bis dann muss die Baustelle geräumt sein, damit die Tausenden von Jazzfreunden ungehindert von Act zu Act wandeln können.

Angesichts der Effizienz, mit der die drei Bauarbeiter zur Sache gehen, ist es auf den ersten Blick verwunderlich, dass die Neupflasterung der Grünpfahlgasse erst am 21. August beendet sein soll. Denn ausser der Erneuerung des Strassenentwässerungskanal stehen offensichtlich keine Arbeiten am Leitungssystem an. Am ersten Tag der Bauarbeiten hatte das Team auf dem bearbeiteten Streifen der Gasse bereits den gesamten hässlichen Kunststeinbelag aus den 1970er-Jahren entfernt.

Neuer Belag für das Gerbergässlein

Nach «Em Bebbi sy Jazz» an der Reihe ist in einer zweiten Etappe die Neugestaltung des Gerbergässleins bis zum Gerberberglein, wie die Einmündung zur Gerbergasse offiziell heisst. Das Gerbergässlein erhält laut Medienmitteilung des Tiefbauamts einen neuen Belag mit «vollflächig geschliffener Wackepflasterung». Dieser Pflastersteinbelag ist auch für Gehbehinderte oder Stöckelschuhträgerinnen gut zu bewältigen und hat sich bereits auf dem Münsterplatz bewährt. Diese Bauarbeiten sollen Ende Oktober abgeschlossen sein.

Erneuert wird ausserdem der Asphaltbelag im Kreuzungsbereich der Münz- und Schnabelgasse am Rümelinsplatz. Diese Massnahme wird aber nur ein Provisorium sein. Denn auch der lange vernachlässigte Rümelinsplatz wird einer gestalterischen Gesamterneuerung unterzogen. Doch anders als in den beiden aktuell bearbeiteten Gassen, die nach einem im Gestaltungskonzept vorgegebenen Grundmuster umgestaltet werden, wird der Kanton für die Neugestaltung des Platzes voraussichtlich Anfang 2016 einen Projektwettbewerb lancieren.

tageswoche.ch/+vjode



Ein Turm macht die Regierung stolz.

FOTO: JESSEVOLLENWEIDER ARCHITEKTUR

Büro-Neubau

AUE soll mit gutem Beispiel vorangehen

von Dominique Spirgi

In der Medienmitteilung zum Neubau des Bürogebäudes für das Amt für Umwelt und Energie (AUE) strotzt die Regierung geradezu von Selbstlob: Von einem «Gebäudekonzept mit Leuchtturmcharakter» ist die Rede, von einem Bau, «der Dank einer umfassenden Nachhaltigkeitsstrategie und hoher Arbeitsplatzqualität Vorbildcharakter besitzt.»

Konkret beantragt der Regierungsrat einen Kredit von 16 Millionen Franken für den Verwaltungsneubau für das AUE an der Spiegelgasse 11 und 15. Das Amt, das für Energie- und Umweltfragen zuständig ist, soll dabei mit gutem Beispiel vorangehen. Vorgesehen ist ein Büroneubau im Standard Minergie-A-ECO, das unter anderem dank einer Photovoltaikfassade seinen gesamten Energiebedarf selber decken kann.

Energie sparen helfen soll das Gebäude nach Entwürfen von Jessenvollenweider Architektur sogar schon während der Bauphase. Laut Regierung kann durch eine spezielle Holzskelettbauweise in Kombination mit Recyclingbetondecken der Energiebedarf reduziert werden.

Schweizweit einzigartig

Stolz ist der Regierungsrat auf die Tatsache, dass es sich um «eines der ersten Verwaltungsgebäude in der Schweiz und das einzige an innerstädtischer Lage» handle, welches das strenge Minergie-A-ECO-Label anstrebt.

Derzeit befindet sich das AUE an der Hochbergerstrasse in Kleinhüningen. Das dortige Gebäude aus dem Jahr 1968 müsste umfassend saniert werden. Darum habe man sich zu einem Neubau entschlossen. Der Umzug entspreche «der regierungsrätlichen Strategievorgabe zur Konzentration der Verwaltungsstandorte» und erlaube zudem eine «zeitgemässe Arbeitsplatzanordnung mit Gruppenraumbüros», schreibt die Regierung.

tageswoche.ch/+inj3t

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Amstutz-Tarello, Paul, von Sigriswil/BE, 21.12.1945–03.07.2015, Arishofweg 3, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Bachmann-Dubler, Paul Sebastian, von Basel/BS, Hitzkirch/LU, 17.03.1920–27.06.2015, Steinbühlweg 38, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Bailieux-Grisiger, Marie Bertha, von Allschwil/BL, 30.05.1916–02.07.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Dienstag, 14.07., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Brunschwig-Myohl, Klara, von Deutschland, 28.09.1921–02.07.2015, (wohnhaft gewesen in Binningen, Wassergrabenstr. 3), Allschwil, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Burger, Josef, von Freienwil/AG, 12.10.1920–04.07.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Dienstag, 21.07., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Denz-Schäffeler, Edwin Franz, von Allschwil/BL, 19.07.1929–02.07.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Imhof-Küenzi, Jacqueline, von Freienwil/AG, 03.02.1961–01.07.2015, Baselmattweg 133 c, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Schaub-Trinkler, Paul, von Ettingen/BL, 13.03.1932–02.07.2015, Rebgässli 4, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 10.07., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Arlesheim

Steuer-Bommer, Pia Maria, von Basel/BS, 16.10.1920–29.06.2015, Hauptstr. 2, Arlesheim, Trauerfeier: Dienstag, 14.07., 14.00 Uhr in der Abdankungshalle Friedhof

Bromhübel, abschliessend Beisetzung.

Basel

Bär, Tamara Kerstin, von Riehen/BS, Hirzel/ZH, 29.10.1974–23.06.2015, Pfeffingerstr. 87, Basel, wurde bestattet.

Berger-Schulenburg, Robert Roland, von Langnau im Emmental/BE, 05.06.1952–30.06.2015, Falkensteinerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Buttá-Santacroce, Carmela Maria, von Italien, 01.09.1936–05.07.2015, Dornacherstr. 88, Basel, Trauerfeier: Freitag, 10.07., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Crapoen, Marie Magdalena, von Basel/BS, Walterswil/SO, 26.02.1939–04.07.2015, Flughafenstr. 4, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Denicola-Jundt, Roland René, von Basel/BS, 06.02.1939–01.07.2015, Holeestr. 116, Basel, wurde bestattet.

Egloff-Knecht, Robert Albert, von Tägerwilen/TG, 18.02.1922–27.06.2015, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Glauser, Peter, von Worb/BE, 02.07.1954–06.07.2015, Reinacherstr. 108, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Gugger-Ehret, Magdalena, von Basel/BS, 30.06.1927–28.06.2015, Lehenmattstr. 221, Basel, wurde bestattet.

Haile-Nyfelner, Alice Gertrud, von Basel/BS, 28.05.1920–06.07.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Hänggi, Markus, von Meltingen/SO, 26.12.1962–27.06.2015, Rheinsprung 18, Basel, Trauerfeier: Freitag, 10.07., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hottinger-Koschemjankina, Albert, von Basel, Farnsbürgerstr. 3, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 15.07., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hradecky-Kouba, Bozena, von Basel/BS, 18.02.1918–02.07.2015, Sommergasse 13, Basel, Trauerfeier: Freitag,

10.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Jauslin-Atzer, Angelika, von Muttentz/BL, 21.03.1949–28.06.2015, Klybeckstr. 42, Basel, Trauerfeier: Freitag, 10.07., 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kleeb-Keller, Hilde Ingeborg, von Roggliswil/LU, 18.03.1918–05.07.2015, Karl Jaspers-Allee II, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Krebs-Martin, Emma, Anna, von Basel/BS, 20.02.1915–28.06.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Kummer, Peter Bruno, von Höchstetten/BE, 09.01.1943–01.07.2015, Gellertstr. 216, Basel, wurde bestattet.

Lacher-Friedmann, Paul, von Basel/BS, 20.01.1920–03.07.2015, Giomicostr. 116, Basel, Trauerfeier: Montag, 13.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lagger-Schai, Rudolf, von Basel/BS, 01.03.1938–04.07.2015, Delsbergerallee 25, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 14.07., 11.00 Uhr, Heiliggeistkirche Basel.

Lang, Hans-Rudolf Ernst, von Zürich/ZH, 05.02.1929–03.07.2015, Mittlere Str. 108, Basel, wurde bestattet.

Lechner, Anna, von Basel/BS, 04.04.1926–19.06.2015, Lehenmattstr. 282, Basel, wurde bestattet.

Leuenberger-Gasser, Niklaus, von Rüderswil/BE, 06.12.1929–26.06.2015, Landskronstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Ryser, Walter, von Basel/BS, Dürrenroth/BE, 21.06.1944–29.06.2015, Kannenfeldstr. 28, Basel, wurde bestattet.

Schaub-Müller, Elisabeth, von Basel/BS, 27.10.1924–01.07.2015, Hegenheimerstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Schulte, Petra, von Deutschland, 08.05.1972–01.07.2015, Müllheimerstr. 59, Basel, wurde bestattet.

Senn-Nopper, Gertrud Klara, von Basel/BS, 12.12.1924–30.06.2015, St. Johannis-Ring 122, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Sitzler-Meier, Hans, von Basel/BS, 08.11.1938–02.07.2015, Eulerstr. 62, Basel, wurde bestattet.

Stalder-Nobs, Hedwig, von Basel/BS, 22.12.1925–01.07.2015, St. Johannis-Platz 26, Basel, wurde bestattet.

Thiriet-Zinniker, Georges Roger, von Basel/BS, 15.12.1920–30.06.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Trachsler-Räbsamen, Anna, von Basel/BS, Pfäffikon/ZH, 04.01.1948–06.07.2015, Zürcherstr. 160, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Vöglin, Adolf René, von Brugg/AG, 17.11.1932–27.06.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

von Weymarn-Oehler, Gertrud Luise, von Basel/BS, 24.07.1920–03.07.2015, Lenzgasse 30, Basel, Trauerfeier: Montag, 13.07., 13.30 Uhr, Peterskirche, Peterskirchplatz, Basel.

Wörner-Kessler, Ernst Oskar, von Deutschland, 13.09.1927–29.06.2015, Gasstr. 14, Basel, wurde bestattet.

Zwahlen-Miessmer, Martha, von Basel/BS, 23.02.1921–30.06.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Brun Kern, Irene, von Basel/BS, Gansingen/AG, Buchrain/LU, 26.02.1964–01.07.2015, Erlenstr. 32, Birsfelden, Abdankung: Montag, 13.07., 14.30 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Münchenstein

Schlageter, André, von Basel/BS, 18.09.1960–25.06.2015, Emil Frey-Str. 173, Münchenstein, Abschied im engsten Familienkreis.

Muttentz

Frey-Collier, Hilda, von Wangen bei Olten/SO, 09.04.1927–06.07.2015, Im Baumgarten 3, Muttentz, Trauerfeier: Dienstag, 14.07., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttentz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Schmid-Leupi, Josef, von Flühli/LU, Schüpfheim/LU, 27.08.1937–03.07.2015, Käppelweg 23, Muttentz,

Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

von Rohr-Däppen, Georges Albert, von Egerkingen/SO, 21.11.1947–04.07.2015, Kilchmattstr. 7, Muttentz, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Pratteln

Breitenmoser-Pfirter, Annarösl, von Pratteln/BL, Basel/BS, 18.12.1929–04.07.2015, Grossmattstr. 36, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Brugger, Max Otto, von Basel/BS, Veltheim/AG, 07.04.1936–02.07.2015, Blößenweg 47, Pratteln, Abdankung: Freitag, 10.07., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Blößen, Abdankungskapelle.

Reinach

Gautschi-Läser, Ruth, von Reinach/BL, Reinach/AG, 16.09.1925–01.07.2015, Grellingerstr. 10, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Montag, 13.07., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Spirig-Enzler, Louis, von Reinach/BL, Diepoldsau-Schmitter/SG, 06.01.1930–02.07.2015, Wielandstr. 6, Reinach, wurde bestattet.

Stäheli-von Tegelen, Konstanze, von Reinach/BL, Egnach/TG, 25.03.1941–05.07.2015, Fiechtenweg 10, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Dienstag, 14.07., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Walde-Niklaus, Elsa, von Wittnau/AG, 25.05.1925–29.06.2015, Eulergasse 4, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 15.07., 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Anner-Strasser, Leo Kurt, von Baden/AG, Tegerfelden/AG, 29.08.1920–25.06.2015, Im Baumgarten 2, Riehen, wurde bestattet.

Bischoff, Katharina Emilie, von Basel/BS, 03.07.1926–03.07.2015,

Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Büchler-Rüegger, Arthur, von Mogelsberg/SG, 19.07.1931–01.07.2015, Hungerbachweg 24, Riehen, wurde bestattet.

Homberger-Mühleisen, Marie Gertrud, von Muttentz/BL, 30.10.1926–05.07.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Kölla-First, Peter, von Basel/BS, 02.09.1925–26.06.2015, Tiefweg 22, Riehen, wurde bestattet.

Körber-Wagner, Rotraut Anna Marie, von Muttentz/BE, 25.12.1920–05.07.2015, Siegwaldweg 25, Riehen, wurde bestattet.

Laubscher-Noll, Hans Peter, von Müntschemier/BE, 11.01.1924–02.07.2015, Wenkenstr. 26, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 10.07., 11.00 Uhr, Dorfkirche.

Losch-Pulfer, Ernst, von Basel/BS, 17.12.1929–26.06.2015, Im Hirshalm 48, Riehen, wurde bestattet.

Merz-Chastonay, Oskar Robert, von Ohmstal/LU, 07.06.1942–02.07.2015, In den Neumatten 33, Riehen, wurde bestattet.

Rovira, Hansjörg, von Basel/BS, 08.02.1932–01.07.2015, Rütiring 36, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Trächslin-Schenkel, Reinhard, von Riehen/BS, 28.12.1937–29.06.2015, Rauracherstr. 6, Riehen, wurde bestattet.

Wyniger-Mutter, René, von Riehen/BS, 24.04.1941–29.06.2015, Morystr. 75, Riehen, wurde bestattet.

Rünenberg

Lauper-Thommen, Elsbeth, von Lohn/SO, 26.11.1923–06.07.2015, Hauptstr. 17 (mit Aufenthalt im APH Zum Eibach, Gelterkinden), Rünenberg, Urnenbeisetzung mit anschliessendem Trauergottesdienst: Freitag, 10.07., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Kilchberg.

Jetzt lässt es sich mit Zahlen belegen: Das Problem der direkten Demokratie ist weniger quantitativer, sondern qualitativer Art.

Es gibt nicht zu viele Volksinitiativen

von Andreas Gross

Das Reden von der «Initiativenflut» gehört in Bundesbern zum guten Ton. Es hat sich gleichsam eingebürgert in den vergangenen Jahren. Das Parlament werde «überschwemmt» von Volksinitiativen, heisst es, die Parteien würden sie «missbrauchen», Bundesrat und Parlament bliebe keine Zeit mehr für Wesentlicheres. Und wer so redet, der weiss auch gleich, was zu tun ist: das Unterschriftensammeln erschweren, die notwendigen Unterschriftenzahlen erhöhen, das verbindliche Initiativrecht zu einem unverbindlichen Antragsrecht kastrieren. Kurzum: die Einflussmöglichkeiten engagierter Bürgerinnen und Bürger zurückbinden, gleichsam die repräsentative «Autonomie» des Bundeshauses stärken.

Solche Momente sind nicht neu. Bereits Mitte der 1930er-Jahre erklärte der Bundesrat, es gebe zu viele Volksinitiativen. 1933 waren inmitten der grössten Wirtschaftskrise erstmals sechs statt der seit 1891 jährlich maximal bloss drei Volksinitiativen lanciert worden. Anfang der 1970er-Jahre – die 68er hatten die Volksrechte entdeckt und begannen, sie für die Modernisierung der Gesellschaft, für den ökologischen Umbau und die Gleichberechtigung der Frauen zu nutzen – waren es durchschnittlich sechs pro Jahr, und wieder prägte Bundesrat Kurt Furgler einen Abbau-Begriff: Er sprach von der Notwendigkeit, die Demokratie zu «verwesentlichen». Als ob es nicht zur Freiheit und zur Demokratie gehörte, Unterschiedliches als «wesentlich» zu empfinden und auf die öffentliche, politische Tagesordnung stellen zu wollen.

Ausdruck gesellschaftlicher Nöte

Furglers Antrag, die für Volksinitiativen und Referenden notwendigen Unterschriftenzahlen zu verdoppeln, hatte freilich auch eine objektive Basis: Mit der Einführung des Frauenstimmrechts hatte sich die Zahl der Stimmberechtigten etwas mehr als verdoppelt. Die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger stimmte 1977 Bundesrat Furglers Vorschlag zu.

Doch nach einem kurzen Einbruch wurden aus den initiativen Spitzenwerten der 1970er-Jahre die Durchschnittszahlen der 1980er- und 1990er-Jahre: Fast zehn Volksinitiativen wurden nun jährlich lanciert. Und es war Bundesrat Koller,



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler, SP-Nationalrat und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

der sich von diesen Zahlen blenden liess und sie zum Anlass nahm, die Mitbestimmungsmöglichkeiten schmälern zu wollen. Glücklicherweise scheiterte er damit schon im Parlament. Koller beging den gleichen Doppelfehler wie jetzt wieder all jene, die von der «Flut» reden und glauben, wie die Axt im Unterholz der direkten Demokratie wüten zu müssen.

Heute scheitern viel mehr Volksinitiativen am Unterschriftensammeln.

Die Zahl der Volksinitiativen ist nicht biologischer Natur, sondern Ausdruck der von einigen als ungelöst erachteten gesellschaftlichen Nöte und Probleme; der politischen Schwierigkeit, Kompromisse zu finden, die ausreichend befriedigen, sowie des gesellschaftlichen Bedarfs an Reformen und neuen Perspektiven, die im Umfeld des Bundeshauses zu wenig zur Sprache kommen und deshalb von aussen in den politischen Betrieb eingespeist werden müssen.

Ausserdem wird übersehen, dass im Unterschied zu den ersten 90 Jahren der Geschichte der direkten Demokratie heute viel mehr lancierte Volksinitiativen an der Unterschriftensammel-Hürde scheitern und somit den Bundesrat und das Parlament gar nie beschäftigen. Seit den 1960er-

Jahren wagen sich viel mehr Einzelpersonen und Bürgergruppen, die sich ausschliesslich wegen ihrer Sache zusammenfinden, an eine Volksinitiative. – In den vergangenen 15 Jahren auch beflügelt durch Vollerfolge, die einige unter ihnen erleben durften. Beide unterschätzen aber immer noch oft die organisatorischen und kommunikativen Probleme, die es dabei zu meistern gilt, bereiten sich doch zu wenige umsichtig vor, wollen zu schnell lancieren und scheitern dann trotz aller neuen elektronischen Mittel an der nicht zu unterschätzenden Hürde, innert 18 Monaten 100 000 gültige Unterschriften zu sammeln.

Keine Schuld des Fiebermessers

In den vergangenen 12 Jahren (2003–2015) wurden insgesamt nicht mehr Volksinitiativen eingereicht als in den drei Legislaturperioden zuvor (1991–2003). Vor allem aber sind 2013 und 2014 mit je zehn lancierten Volksinitiativen noch nie so viele gescheitert und haben die notwendigen Unterschriften in der gebotenen Frist nicht zusammengebracht. Schliesslich hat auch das gegenwärtige Wahljahr weniger Initiativen provoziert als früher – es dürften 2015 etwa halb so viele werden wie 2014. Von den Parteien 2015 wählten nur die SVP, die Grünen und die Jusos wieder dieses Agitations-Instrument. An der Unterschriftenhürde gescheitert ist 2015 bereits auch wieder eine Initiative, es dürfte nicht die letzte gewesen sein dieses Jahr.

Fazit: Von «Initiativenflut» oder direktdemokratischen «Überschwemmungen» – wir bewegen uns seit einiger Zeit unter dem Durchschnitt der vergangenen drei Jahrzehnte – kann keine Rede sein. Die Probleme der Schweiz mit den Volksrechten sind nicht quantitativer, sondern qualitativer Natur. Um diese abzubauen, bedarf es weder einer Axt noch sonstiger Grobheiten, sondern feiner und präziser verfassungs-, steuer-, medien- und bildungspolitischer Reformen. Und bitte vergessen Sie nicht: Der Fiebermesser ist nicht verantwortlich für die Temperatur, die er anzeigt, ebenso wenig wie der Spiegel für das Gesicht, das er Ihnen jeden Tag zeigt. Sie können den Fiebermesser vergrössern, den Spiegel zerstören: Die Krankheiten müssen Sie dennoch anders und klüger behandeln, um wieder zu gesunden.

tageswoche.ch/+brosn

×

Griechenland

Aus der Krise sollten Europa und Griechenland eines lernen: Dass es nur eine gemeinsame Lösung geben kann.

Wer löst den Knoten?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Seit Monaten verfolgen wir, was einige als griechisches, andere als europäisches Drama bezeichnen und was in jedem Fall ein sehr reales Drama für viele Menschen in Griechenland ist. Dieses Drama zieht sich hin von Termin zu Termin, sozusagen im Wochentakt von Gipfel zu Gipfel. Und dazwischen die vielen Meldungen darüber, wer mit wem telefoniert hat. Jedes Mal denkt man, dass es nun der letzte Gipfel sei, doch schon jetzt hören wir, dass es kommenden Sonntag wieder ein Treffen auf höchster Stufe geben wird und dies – nach den letzten Terminen – nun der allerletzte sei.

Am Mittwoch gab es in Strassburg zudem so etwas wie einen Parlamentsgipfel, was auch gut war, weil man feststellen konnte, dass die Schuldenkrise nicht nur Regierungskonferenzen beschäftigte. Der liberale Belgier Guy Verhofstadt rief in dieser Debatte dem griechischen Premier zu, er solle sich überlegen, als was er in die Geschichte eingehen wolle: als echter Leader oder als falscher Prophet, als verunglücktes Wahlergebnis, das zur Verarmung der eigenen Leute führte, oder als revolutionärer Reformier.

Die Geschichte ist in dieser Krise überall präsent: als Vergangenheit mit der Frage, wer wann mit den Fehlern begonnen hat, die heute ausgebadet werden müssen; als Gegenwart, weil man meint, dass jetzt gerade Historisches passiert oder entschieden werden sollte; und als Zukunft mit der Meinung, dass die Geschichte dem einen oder anderen schon noch Recht oder Unrecht geben werde.

Kein Zweifel: Griechenland und Europa durchlaufen insofern «historische» Tage, als sie sich in einer Phase befinden, in der Entscheide von grösserer Tragweite gefällt werden. Weichenstellungen. Für Griechenland steht sicher mehr und stehen direktere Konsequenzen auf dem Spiel als für die EU. Der griechische Staatsbankrott, der wohl zum Austritt aus der Eurozone führen würde, erscheint im Moment für die Zone der Gemeinschaftswährung und für die EU ohne grössere Negativfolgen verkraftbar, er wäre, wie es im Fachjargon heisst, nicht systemrelevant.

Politisch wäre der Schaden freilich grösser. Die Dynamik der «immer engeren Union» (ever-closer union), wie in allen EU-Grundpapieren festgehalten, bekäme einen Dämpfer. Wir würden nicht nur wie bisher einen gewissen «Stillstand» erleben, sondern die Erfahrung machen, dass es auch Rückgang gäbe. Dies erscheint umso problematischer, als in Grossbritannien ebenfalls über Rückbau nachgedacht wird.

Für die Linken steht nicht die EU zur Disposition, für sie funktioniert sie nach falschen Prinzipien.

Der politische Schaden wäre so gross, wie man ihn triumphierend herbeireden will und wie man ihn nicht beschwichtigend wegreden kann. Und da gibt es in ganz Europa (inklusive der Schweiz) genug Leute, die in der aktuellen Krise gerne einen Beleg für die «Fehlkonstruktion» der EU sehen wollen. Es war eindrücklich zu sehen, wie der griechische Premier Tsipras am Mittwoch in Strassburg sowohl von der äusseren Linken als auch der äusseren Rechten (Le Pen/Farage) Unterstützung erhielt, weil diese Kräfte die EU demontieren wollen.

Für die radikale Linke steht allerdings nicht die EU an sich zur Disposition, für sie

funktioniert sie nach falschen Prinzipien. Dieser Prinzipienstreit wird auch innerhalb von Nationen geführt und ist alt, mindestens so alt, wie die ausformulierte Kontroverse, ob man Spar- und Austeritätspolitik oder ob man «deficit-spending» à la Keynes betreiben soll. Und da ist es nicht so, dass die Geschichte der einen oder der anderen Position recht gegeben hat, weil es Beispiele für Erfolg und Misserfolg in der einen wie in der anderen Richtung gibt.

Wir haben nun schon recht viel Zeit zur Verfügung gehabt, um endlich zu begreifen, was in und mit Griechenland abgeht. Wir konnten jeden Tag etwas dazulernen. Was wissen wir jetzt? Und wissen wir «es» jetzt? Begreifen müssten wir eine höchst komplexe Mischung von finanztechnischen Regelwerken, grundsätzlichen Fragen, historischen Voraussetzungen, aktuellen sozialen Auswirkungen usw. Vielleicht möchten wir das einfach an sich begreifen, wahrscheinlich aber wollen wir wissen, auf welche Seite wir uns innerlich stellen sollen.

Auf welche Seite? Da haben wir schon das Problem, überhaupt die Seiten zu erkennen. Griechenland versus Europa? 18 geinte Euro-Staaten versus ein widerborstiges Euro-Mitglied? Norden gegen Süden? Neoliberale plus verbürgerlichte Sozialdemokraten contra Marxisten? Merkel gegen Tsipras?

Beide Seiten müssen lernen

Und was bewirkt nun das Andauern der Krise? Waren wir am Anfang mit leichter Selbstverständlichkeit der Meinung, dass eben zahlen müsste, wer Schulden gemacht hat? Oder haben wir begriffen, dass die benötigten Kredite aus Europa fast ausschliesslich als Schuldendienste wieder nach Europa zurückfliessen und die Griechen selber davon real nichts haben? Und ist bei uns die Einsicht gewachsen, dass man einem Schuldner zuerst die Möglichkeit geben muss, Erträge zu erwirtschaften, die es ihm dann ermöglichen, Schulden abzubauen?

Oder bestätigen die tagtäglich eintreffenden Meldungen, dass absolut richtig ist, was wir schon immer gedacht haben, etwa in dem Sinn, dass der Kapitalismus skrupellos und ausbeuterisch das Recht des Stärkeren ausschöpft, oder dass die Schuldner ebenso skrupellos und ausbeuterisch auf Kosten anderer leben?

Im «Speaker's Corner» der TagesWoche hat SP-Nationalrat Cédric Wermuth den Moment für gekommen erklärt, den gordischen Knoten, an dem wir alle seit Längerem herumsteln, zu zerhauen. Den gordischen Knoten? Eine griechische Metapher ist rhetorisch immer gut. Doch wird sie der aktuellen Problemlage auch gerecht?

Die Redewendung steht für eine kühne Handlung, die mit energischen und unkonventionellen Mitteln ein unlösbar scheinendes Problem zu überwinden vermag. Sie geht auf eine Alexander dem Grossen zugeschriebene Tat zurück, die darin bestanden haben soll, dass dieser Held im

ANZEIGE

Wir suchen eine  Sahara
DREI BASLER OASEN

Ladenleiterin Secondhand
80%
Weitere Angaben finden Sie unter
www.sahara-basel.ch/aktuell.html



Einen Hauruck-Helden wie Alexander den Grossen wird es in der Griechenlandkrise nicht geben.

FOTO: KEYSTONE

3. Jahrhundert vor Christus die kunstvoll verknüpfte Verbindung an einem phrygischen Streitwagen mit kühnem Schwung seines Schwertes durchschlug. Als Alternative zu dieser Hauruck-Geschichte gibt es allerdings auch noch eine Legendenvariante, wonach der grosse Alexander nicht so martialisch und feldherrnisch, sondern mit ziviler Schlaueit den Knoten zu lösen verstanden habe.

Wer soll in der aktuellen Herausforderung den gordischen Knoten zerhauen? Ein solitärer Held à la Alexander wird es nicht sein können. Auch das griechische Volk kann das nicht. Es sieht so aus, dass die verschiedenen Seiten ihre, wenn auch kleinen, Handlungsspielräume nutzen müssten und sich so der Knoten in einer problemzentrierten Gemeinschaftstherapie lösen könnte. Lernen müssten dabei eigentlich beide Seiten. Doch prallen unterschiedliche Verständnisse aufeinander, die in der Klage des neuen griechischen Finanzministers Efkklidis Tsakalotos zum Ausdruck kamen, als er sagte: «Wir präsentieren ihnen unsere Argumente, sie antworten uns mit Regeln.»

Während die griechische Seite darauf achten muss, dass sie die zum Teil auch

selbst erzeugten Erwartungen der sie unterstützenden Wählerschaft erfüllt, muss die Gegenseite vor allem darauf achten, dass die im Fall von Griechenland getroffene Lösung mit den für andere Euroländer geltenden Regeln vereinbar ist. Zudem müssen auf dieser Seite, speziell in Deutschland, ebenfalls Wählerschaften im Auge behalten werden.

Kompromissbereitschaft ist nötig

Was heisst in unserem konkreten Fall denn ein Zerhauen des Knotens? Könnte das ein sogenannter Schuldenschnitt zum Beispiel mit einem Teilerlass von 30 Prozent sein, damit man, wie es heisst, «von vorne» beginnen kann, entweder mit der realen Stärkung der griechischen Wirtschaft oder mit der Wiederholung alter Fehler? Oder heisst Zerhauen, dass man sich so friedlich wie möglich trennt und als flankierende Massnahme wenigstens ein humanitäres Hilfsprogramm zur Verfügung stellt?

Diese beiden Grobvarianten sind relativ kurzfristige Szenarien. Cédric Wermuth sieht aber – wie übrigens die griechische Regierungspartei Syriza – einen ganz anderen, ganz grossen gordischen Knoten

vor sich und eine entsprechend grosse, beinahe herculeische, jedenfalls doch einige Zeit beanspruchende Aufgabe: die Neuausrichtung der EU auf ein «Europa der Menschen» statt ein «Europa der Finanzmärkte». Dies aber ist sicher nicht zu lösen bis zu einem der wichtigen Fälligkeitstermine vom 20. Juli in der brennenden Schuldenkrise. Das Gegenargument: Einmal muss man damit beginnen.

Der in Europäischen Parlament vor die historische Verantwortung gestellte Tsipras würde sich sicher nicht selber für die Verarmung von Griechen verantwortlich sehen, natürlich auch nicht als falschen Propheten, aber durchaus als Reformier und echten Leader, was er mit seiner fast genialen Unverfrorenheit ja auch ist. Ihn könnte jedoch gerade die Überzeugung, eine historische Mission zu haben, daran hindern, den erfolgversprechenden Weg zu gehen, das heisst, nach den Erstauftritten der Unbeugsamkeit jetzt mit konkreter Kompromissbereitschaft Sparmassnahmen im erwarteten Ausmass anzunehmen und im Gegenzug die benötigte Erstreckung für den Schuldenabbau zu bekommen.

tageswoche.ch/+3gbps

×

Emir Pitarević* und seine Familie haben Srebrenica knapp überlebt: Heute erinnern sie sich an ihre Flucht in die Schweiz und die Rückkehr in die bosnische Heimat.

Nachts ruft Selma Emir aus dem Krieg zurück nach Hause

August 1995: Serben halten zusammengetriebene Bosniaken in Schach.

FOTO: KEYSTONE



von Simone Krüsi

Nur etwa 20 Autominuten von Sarajevo entfernt, aber doch bereits ländlich und ruhig gelegen, haben die Pitarevićs* ein neues Leben begonnen. Mutter Selma, Vater Emir und ihre beiden Söhne Denis und Haris, der eine mit Frau und Kind, der andere noch ledig. Die wenigen Häuser rundherum gehören fast alle Verwandten, dem Bruder, der Cousine, dem Schwager. Alle stammen aus Ostbosnien, aus der Gegend von Srebrenica, sie alle konnten damals vor dem Massaker fliehen.

In der neuen Heimat, nicht weit von der Hauptstadt lebten vor dem Krieg bosnische Serben, heute wohnt noch ein bosnischer Serbe in der Nachbarschaft, man pflegt ein freundschaftliches Verhältnis. Alle anderen Nachbarn sind Bosniaken, Muslime.

Eigentlich wollen die Pitarevićs gar nicht über Ethnien reden – trotz allem, was passiert ist, scheint es Wichtigeres zu geben als die Frage, wer woran glaubt und wer sich wo dazuzählt. Und wenn es doch einmal zu interethnischen Spannungen kommt, dann ist meist die «Politika», dann sind die ethnonationalen Parteien schuld, die gerne und gezielt Ängste schüren, um so ihre eigene Vormachtstellung zu sichern – glaubt Vater Emir, glauben viele Bosnier.

Ein «Stöckli» in Bosnien

Die Pitarevićs bauen gerade an ihrem Heim. Seit sie 1998 nach der Rückkehr aus dem Schweizer Exil den ersten Stein gelegt haben, bauen sie um oder an. Wann immer etwas Geld da ist, wird es investiert – in bessere Fenster, in ein zweites Bad, in ein zusätzliches Zimmer. Als Sohn Denis vor einigen Jahren heiratete und seine Frau ein Kind erwartete, wurde die Garage zu einer kleinen Wohnung umfunktioniert. Und derzeit entsteht neben dem Ursprungs- haus das «Stöckli», wie Mutter Selma lachend erzählt. Dorthin werden die Eltern einst ziehen, damit auch der andere Sohn Platz für eine Familie hat.

Selma ist heute 48 Jahre alt. Sie wirkt frisch, hat rote Wangen, lebendige Augen und eine herzliche Stimme. Rund ums Haus gedeiht ihre «Bauerei». Die Erdbeeren sind rot und reif, die unzähligen Himbeeren werden es auch bald sein. Die winzigen Äpfel haben den Sommer noch vor sich. Am Hang wachsen einige Quadratmeter Mais, weiter unten liegt ein kleines Kartoffelfeld, daneben Gemüsebeete. Auch der Nussbaum hinter dem Haus trägt Früchte – er ist aus einer Baumnuss entstanden, die Selma aus der Schweiz mitbrachte. 1998 war hier Brachland, die Familie startete auf Feld eins. Gewachsen ist mit dem üppigen Garten auch ein neues Zuhause.

Vom Krieg sind kaum noch Spuren zu sehen. Doch über der ländlichen Idylle schwebt eine stille Angst. «Auch wenn wir nun schon fast 20 Jahren hier leben, trage ich immer noch die Furcht in mir, dass irgendwann irgendjemand kommt und uns vertreibt. Und wir wieder von vorn begin-

nen müssen»», sagt Vater Emir. Der 52-Jährige wirkt ruhig und gefasst. Er hat einen ersten Blick, der aber gutmütig wirkt und warm. Seine Angst ist 23 Jahre alt.

Es ist Anfang 1992. Die Familie Pitarević wohnt in einem kleinen Dorf in der Nähe von Srebrenica – nennen wir es Domovina, Heimat. Der eine Sohn ist gerade einmal sechs Monate, der andere ist fünf Jahre alt. Emir arbeitet als Krankenpfleger im Spital der benachbarten Kleinstadt. In Kroatien herrscht Krieg und auch in Bosnien liegt er in der Luft. Im Frühjahr vergräbt Emir Medikamente und Verbandsmaterial im Garten, für den Ernstfall. Nur wenige Wochen später bricht der Krieg aus. Zu Beginn herrscht Chaos. Frontlinien gibt es keine, Angriffe überall. Die Familie flieht in den Wald, muss alles zurücklassen, das Haus wird völlig zerstört. Eine Welt löst sich auf, über Nacht.

Als die Kampfzonen deutlich werden, findet die Familie Unterschlupf im leer stehenden Haus eines Verwandten. Domovina und die umliegenden Dörfer sind eingeschlossen. «Immerhin mussten wir nun keinen direkten Kontakt mit Streitkräften mehr fürchten. Nur vor Granaten und Scharfschützen mussten wir uns weiterhin in Acht nehmen», erinnert sich Mutter Selma. «Wenn der Beschuss losging, rannten wir aus dem Haus, um uns irgendwo zu verstecken, denn einen Schutzkeller gab es nicht. Wir trauten uns in dieser Zeit kaum richtig zu duschen, mussten immer bereit sein, sofort nach draussen zu gehen.»

Emir amputiert Beine und Arme, ohne Narkose. Hilft Kindern auf die Welt und auch sonst, wo er kann.

Emir ist die einzige medizinische Fachperson in der eingeschlossenen Zone. Ein Spital gibt es keines, nur ein improvisiertes Hospiz, wo Emir Kriegsverwundete versorgt. Sein versteckter Vorrat ist schnell aufgebraucht. Er verfügt über keine Narkosemittel, keine richtigen Instrumente für die Operationen, die er durchführen muss, um Verwundeten das Leben zu retten. Irgendwann wird der Strom abgestellt. Emir muss sein Werkzeug fortan im holzbeheizten Backofen sterilisieren. Er amputiert Beine und Arme, ohne Narkose. Klemmt Patienten ein Buch oder ein Stück Holz zwischen die Zähne, damit sie sich diese nicht ausbeissen vor Schmerz. Er hilft Kindern auf die Welt und auch sonst, wo er kann.

Anfang 1993 flüchtet die Familie nach Srebrenica. Wenig später wird die Stadt zur UN-Schutzzone erklärt. Dort gibt es ein Spital und Ärzte. Was es nicht gibt, ist ein Zahnarzt. Emir wird umgeschult. Immer mehr Leute treffen ein, das Essen wird knapp. Die Familie hat Hunger. Alle haben Hunger. Als sich die Lage weiter anspannt,

tunkt Emir einen Verband in Jod, wickelt ihn Sohn Denis um den Kopf und setzt ihn mit seiner Familie in einen UN-Laster, der sie nach Tuzla bringt. Er selbst bleibt zurück, er wird gebraucht.

Die Familie ist nun getrennt. Mutter Selma findet auf dem Land bei Tuzla eine Bleibe. Zweieinhalb Jahre lang kein Wiedersehen, obwohl nur wenige Kilometer zwischen Emir und seiner Familie liegen. Kommunizieren können sie über die offiziellen Formulare des Roten Kreuzes. «Wir durften immer nur ganz wenig schreiben», erinnert sich Selma, «das meiste wurde unterwegs zensiert. Aber die einfachsten Fragen waren ja die wichtigsten: «Geht es dir gut?» Oder: «Lebst du noch?»»

Endlich in Sicherheit

Januar 1995. Eine Verwandte von Emir, die bereits nach Genf geflohen ist, fragt Selma, ob sie nicht in die Schweiz kommen wolle. «Sie sagte mir, ich solle nach Zagreb reisen, dort würde ich abgeholt.» Eine beschwerliche Reise beginnt. In Zagreb kommt sie im vereinbarten Hotel unter. Bezahlen kann sie nichts. Die Kinder quengeln und die mitreisende Schwiegermutter ist geschwächt. Ab und zu lassen ihr Gäste Essensreste da. Tage vergehen, nichts geschieht. «Ich fühlte mich gefangen. Konnte weder rückwärts noch vorwärts. Wir hatten kein Geld und kein Essen. Ich war so froh, dass wir nicht rausgeworfen wurden», erzählt Selma und seufzt.

Nach zehn langen Tagen tauchen zwei Männer auf und sagen ihr, sie solle mitkommen. Sie hat diese Männer noch nie gesehen, doch eine Wahl hat sie nicht. Selma packt Familie und Sachen und steigt ins Auto. Kurz nach der Abfahrt kommt es zu einer Panne. Das Auto wird in einer Garage aufgebockt und repariert. Die Familie muss darin sitzen bleiben, damit niemand sie sieht. So hängen sie dort oben, irgendwo im Niemandsland zwischen den Ländern, hinter ihnen die geliebte Heimat, vor ihnen die Fremde, die Sicherheit. Später, in Slowenien, stoppt das Auto mitten im Wald. Die Männer befehlen Selma, der Schwiegermutter und den Kindern auszusteigen. Sie sollen warten, würden abgeholt.

Es ist Winter. Die Stunden vergehen, bis plötzlich andere Menschen auftauchen, viele Menschen, eine ganze Kolonne. Selma realisiert: Es sind ihresgleichen, Bošnjaci. Weil sie die kleinsten Kinder hat, nehmen die Schlepper sie an die Spitze des Flüchtlingszuges. In einem italienischen Dorf wird die Familie zu einem Ehepaar geführt. Der Mann spricht ihre Sprache. Jemand kommt und überreicht dem Ehepaar das Geld von der Genfer Verwandten. 4000 Schweizer Franken. Die Ehefrau führt die Familie anschliessend über die Grenze in die Schweiz. Selma solle sich ganz normal und unauffällig verhalten, bläut man ihr ein. Es klappt. Die Familie gelangt nach Arbedo ins Asylheim und von dort weiter in den Kanton Zürich.

Selma will so schnell wie möglich Deutsch lernen, besucht den dreimonati-

gen Sprachkurs, den das Asylheim bezahlt. «Als die drei Monate um waren, fragte ich, ob ich verlängern dürfe. Ich erwähnte meine kleinen Kinder, für die ich sorgen müsse. Ich bekam einen zusätzlichen Monat. Als der um war, noch einen. So ging das immer weiter», erzählt Selma lachend, obwohl ihr damals nicht zum Lachen war.

Es ist Juli 1995. Emir ist noch immer in Srebrenica. Der Kontakt mit Selma läuft auch in der Schweiz übers Rote Kreuz. Unter den Bosniern, die sich bereits in der Schweiz befinden, werden eifrig Nachrichten und neueste Informationen ausgetauscht. In Srebrenica spitzt sich die Lage zu. Trotz offiziellem Status einer UN-Schutzzone rücken die bosnisch-serbischen Truppen näher.

Am 11. Juli formiert sich eine Gruppe von etwa 10 000 bis 15 000 Menschen, die aus der bedrohten Schutzzone fliehen wollen. Die Kolonne ist etwa 15 Kilometer lang, an der Spitze und am Schluss gesellen sich

Einheiten der bosniakischen Armee dazu. Auch Emir, sein Bruder und sein Schwager befinden sich in der Kolonne. Sie alle hoffen, zu Fuss über den Put Spasa, den Rettungsweg, nach Tuzla zu entkommen.

Lebt er? Geht es ihm gut?

«Irgendwann war uns klar: Wenn wir bleiben, werden wir das nicht überleben», sagt Emir. Bereits am zweiten Tag aber wird der Treck getrennt: Bei Nova Kasaba kommt es zu einem Artillerie-Angriff durch feindliche Truppen. Nur das erste Drittel kann sich in den Wald retten. Der restliche Teil des Trecks bleibt zurück, wird teilweise gefangen genommen, deportiert und hingerichtet. Wieder andere kommen erst Monate später in Tuzla an.

Emir und seine Begleiter gehören zum ersten Teil. Doch bald verliert er seine Kameraden aus den Augen. Immer wieder muss er umkehren, mehrere Kilometer zurückgehen, weil irgendwo ein Arzt

gebraucht wird. Aber wie kann er helfen? Er hat nichts, um die Verwundeten zu verarzten. Tragen kann er sie nicht. Tragen kann er irgendwann nicht einmal mehr seinen Rucksack. Er ernährt sich von wilden Äpfeln und Pilzen.

Sechs Tage später kommt Emir in Tuzla an. Seine Fusssohlen sind von den spitzen Steinen und den rauen Pfaden im Wald zer-schunden. Er ist zu Tode erschöpft. Aber er lebt. «Dass ich das alles durchgemacht habe, ist mein Schicksal», sagt Emir heute. «Ich habe überlebt. Es hätte viel schlimmer kommen können.»

Einige seiner Kameraden drehen unterwegs durch, werden von Wahnvorstellungen heimgesucht, aus Panik, vor Hunger, wegen der unerträglich stickigen Sommerhitze. Und längst nicht alle konnten fliehen. In den Tagen von Emirs Flucht, zwischen dem 11. und 17. Juli 1995, werden in Srebrenica und Umgebung rund 8000 Menschen gezielt hingerichtet, zumeist Männer und Knaben zwischen 13 und 78 Jahren.

Selma verliert währenddessen in der Schweiz fast den Verstand. Sie sieht Bilder aus Bosnien in den Nachrichten, hat keine Ahnung, wo ihr Emir ist. Lebt er, geht es ihm gut? Immer und immer wieder ruft sie ihre Schwester an, die sich in Tuzla aufhält. Sie weiss nicht mehr, beim wievielten Anrufer endlich dort angekommen ist.

Es wird Oktober 1995, bis auch Emir in der Schweiz ankommt. 5000 Franken muss Selma für seine Reise von Bekannten borgen und später zurückzahlen. Endlich ist die Familie wieder vereint. Aber Selma wird bald klar: Sie kann nicht die ganze Zeit zu Hause sein mit zwei kleinen Kindern, der Schwiegermutter und dem schwer traumatisierten Mann. Eines Tages gibt sie Sohn Denis einen Zettel mit, er solle ihn der Lehrerin in die Hand drücken. Darauf steht, dass sie Arbeit sucht. Die Lehrerin reicht den Zettel an eine Kollegin weiter. Kurze Zeit danach beginnt Selma zu putzen. Zuerst bei der Lehrerin, bald im ganzen Dorf.

Ein Dach bevor der Winter kommt

Die Familie erhält keine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz. Und Emir zieht es zurück nach Bosnien. Der Bruder von Selma hat in der Nähe von Sarajevo ein günstiges Stück Land gefunden. Im Frühling 1998 verlassen die Pitarevićs die Schweiz, um daheim neu anzufangen. Ziehen beim Bruder ein und beginnen neben seinem Haus mit dem Bau eines eigenen. Bis der Winter kommt, gibt es ein Dach und die nötigste Isolation. Sohn Denis, mittlerweile zwölf, fällt das neue Leben nicht leicht. Schon wieder von vorn beginnen, schon wieder neue Freunde suchen.

Emir findet Arbeit im Spital von Sarajevo, wird Chef der Patientenaufnahme, ist mehr administrativ als medizinisch tätig. «Durch habe ich weniger Stress, das sagt mir zu», erzählt er. Aber das Geld ist knapp und die Familie wächst. Selma beschliesst, für einen Monat pro Jahr in die Schweiz zu reisen, um zu putzen. Das macht sie bis heute so. Fährt immer ins gleiche Dorf, kennt all

Manchmal besucht Familie Pitarevic übers Wochenende ihr altes Daheim. FOTO: SIMONE KRÜSI



seine Geschichten und all seine Bewohner und alle kennen Selma. Sie spricht fließend Hochdeutsch – mit Schweizer Akzent.

Erst im Jahr 2014 traut sich die Familie zum ersten Mal wieder nach Domovina. 21 Jahre sind vergangen, seit sie von hier geflohen sind. Von ihrem Haus ist nichts mehr zu sehen. Alles ist verwuchert und zugewachsen. Der Baum, hinter dem sich die Familie zu Beginn des Krieges vor Scharfschützen in Sicherheit brachte, ist nur noch ein Strunk. Beim Graben in der Erde findet Selma ein paar Kacheln aus dem Badezimmer. Links und rechts vom Grundstück sind neue Strassen entstanden. Äusserlich hat sich vieles verändert. «Das Gefühl in mir drin jedoch ist immer dasselbe, wenn ich hier bin», sagt Sohn Denis, als er in Domovina aus dem Auto steigt. «Es ist das Gefühl von Kindheit, von Heimat.»

Die Mutter redet vor ihrem Sohn nie schlecht über die Serben: «Sonst erzählt er das einst seinen eigenen Kindern und so wird sich nie etwas ändern.»

Wie kann man mit Krieg, mit der Erinnerung umgehen? Wie kann man mit all diesen Bildern weiterleben? Noch heute muss Selma ihren Mann oft wecken, wenn er nachts schreit. Wenn er träumt davon, was einst real war. Sie haben ihr eigenes Ritual. Mit ansteigender Stimme, nicht zu laut, ruft sie ihn wach, holt Emir zurück aus dem Krieg nach Hause.

Und was gibt man den Kindern weiter? Der jüngste Pitarević, der vierjährige Sohn von Denis und seiner Frau Lejla, soll wissen, was passiert ist, das ist den Eltern wichtig. Die Mutter will aber versuchen, den Kreis zu durchbrechen: «Ich rede in seiner Gegenwart nie schlecht über die Serben. Sonst erzählt er das einst seinen eigenen Kindern weiter und so wird sich nie etwas ändern. Und im schlimmsten Fall wiederholen sich die Dinge irgendwann. Ein gemeinsames Leben muss möglich sein.»

Die Familie hat das Gestrüpp in Domovina zurückgeschnitten und den Platz freigeräumt. Heute steht auf dem Grundstück ein Wohnwagen, es gibt einen kleinen Vorplatz, ein kleines Waschbecken. «Unser Wochenendhaus», sagt Emir lachend und Selma ergänzt: «Jetzt sind wir wieder froh.» Dauerhaft leben könnten sie hier nicht. Aber ab und zu kommen die Pitarevićs her, für ein paar Stunden in ihrer Urheimat, grillieren, geniessen die warme bosnische Sonne, die auf ihr mobiles Zuhause scheint – mit dem sie jederzeit davonfahren könnten.

tageswoche.ch/+rovwm ×

*Alle Namen geändert

Srebrenica

Zum 20. Jahrestag des Massakers von Srebrenica gibt es Misstöne.

Wunden sind längst nicht verheilt

von Michael Biach, n-ost

Hasan wippt mit dem Fuss und raucht unablässig, während er erzählt. 19 Jahre war er alt, als er in der Nacht zum 11. Juli 1995 in die Wälder floh, bevor die Serben nach Srebrenica kamen. Eine Woche lang, nachts, unter Beschuss, lief er nach Norden – dorthin, wo die bosnische Armee die Oberhand hatte. Mit 3000 anderen erreichte er Tuzla. Seinen Vater und seinen Zwilingsbruder sah Hasan nicht wieder. Ihre Leichen wurden zehn Jahre später in Massengräbern entdeckt, 50 Kilometer von Srebrenica entfernt.

Rund 8000 Männer und Jungen hat die bosnisch-serbische Armee unter ihrem Befehlshaber Ratko Mladic nach der Einnahme von Srebrenica ermordet. Ein Genozid, wie das UN-Tribunal in Den Haag urteilte. 20 Jahre danach sind die Wunden nicht verheilt. Das zeigt die Debatte über die Resolution, über die am Dienstag im UN-Sicherheitsrat abgestimmt wurde. Serbien lehnte den von Grossbritannien eingebrachten Text ab, weil dieser nicht die Opfer auf allen Seiten würdige. Der serbische Premier Aleksandar Vucic liess lange offen, ob er am Samstag zur Gedenkfeier fährt, am Mittwoch teilte er dann mit, dass er es an der Zeit fände zu zeigen, «dass wir bereit sind zur Aussöhnung».

Vucic, heute klar europäisch ausgerichtet, war bis zur Gründung der Serbischen Fortschrittspartei SNS im Jahr 2008 im Kader der Radikalen Partei, also der einstigen Kriegshetzer. Dasselbe gilt für Präsidenten Tomislav Nikolic, der zwar 2013 in einem Interview «auf Knien» um Verzeihung bat, sich aber weigert, an der Gedenkfeier zum 20. Jahrestag teilzunehmen. Er hatte Moskau gebeten, die UN-Resolution per Veto zu stoppen, was Russland dann auch tat. Die Serben stossen sich am Wort «Genozid»: Der Staat Serbien sei nicht wegen Genozids verurteilt worden, sondern deshalb, weil er diesen nicht verhindert habe.

Anonym im Massengrab

Zu Verstimmungen zwischen Sarajevo und Belgrad kam es bereits im Juni, als die Schweizer Polizei Naser Oric festnahm. Der Ex-Chef der bosnisch-muslimischen Armee in Srebrenica gilt vielen Bosniaken als Held. Die Schweiz lieferte Oric aber nicht an die serbische Justiz aus, die ihn wegen Kriegsverbrechen verfolgt, sondern an Sarajevo, wo die Justiz ihn auf freien Fuss setzte. Orics Truppen hatten zu Kriegsbeginn 1992/1993 mehr als 50 serbische Dörfer um Srebrenica zerstört, viele

Hundert Menschen sollen getötet worden sein. Aus Mangel an Beweisen wurde Oric in dieser Sache vom UN-Tribunal in Den Haag freigesprochen.

Nachdem Orics Soldaten in der Nacht zum 11. Juli 1995, gefolgt von vielen Zivilisten, aus der UN-Schutzzone Srebrenica ausgebrochen waren, blieben die 3000 muslimischen Flüchtlinge den bosnischen Serben ausgeliefert. Diese erschossen die kampffähigen Männer an verschiedenen Orten in der Umgebung.

Bosniaken kehren zurück

Hasan war in der Nacht mit den Soldaten geflohen. «Ich lief aus einem Bauchgefühl heraus im vorderen Teil der Kolonne», erzählt er. «Wer hinten war, dem haben die Serben den Weg abgeschnitten.» Wie seinem Vater und seinem Zwilingsbruder. Deren Gebeine ruhen heute auf dem Friedhof der Gedenkstätte Potocari, wo 6500 Opfer begraben sind. Die Gebeine von weiteren 800 Menschen befinden sich in Tuzla zur Identifizierung, 1000 Opfer liegen noch in Massengräbern, zahlreiche andere sind noch nicht identifiziert.

1995 lief der 16-jährige Camil Durakovic sieben Tage lang um sein Leben. Heute ist er Bürgermeister von Srebrenica.

Das rechnet Camil Durakovic vor. Auch er ist damals, 16 Jahre alt, sieben Tage lang um sein Leben gelaufen. 2005 kam er zurück nach Srebrenica, seit drei Jahren ist er dort Bürgermeister. Die Stadt hat heute 7000 Einwohner – eine Hälfte serbisch, die andere muslimisch.

Langsam kehren die muslimischen Bosniaken nach Srebrenica zurück – und das ist nicht erstaunlich: Schon vor dem Bürgerkrieg war die Stadt mit fast 80 Prozent Muslimen eine Enklave. Vom damaligen Leben mit 37000 Einwohnern ist man aber weit entfernt. Viele Häuser stehen leer, der Kurbetrieb aus jugoslawischen Zeiten lebt nur noch als Erinnerung.

Die Bergwerke, einstiger Reichtum der Stadt, beschäftigen nur noch ein paar Hundert Leute. Und die gut 100000 Besucher, die jährlich zur Gedenkstätte kommen, lassen den Ort schnell wieder hinter sich.

tageswoche.ch/+hb8rn ×

Mit «Männerphantasien» wurde Klaus Theweleit berühmt. Knapp 40 Jahre später kehrt der Literaturwissenschaftler zur männlichen Lust am Töten zurück.

«Frauen lachen nicht beim Morden»

von Daniel Faulhaber

Klaus Theweleit kann noch lachen. Er kann es, obwohl er eben ein Buch geschrieben hat, in dem das Lachen zur hässlichen Fratze wird. In diesem Buch huscht das Lachen über die Lippen tötender Menschen. Von Killern wie dem Norweger Anders Breivik, der im Namen der Tempelritter 69 Jugendliche in einem Sommercamp erschießt. Breivik jubelt nach jedem Treffer, er lacht.

Herr Theweleit, die meisten Menschen verbinden Lachen mit einer positiven Stimmung. Welche Ursachen und welche Funktionen hat Lachen für Sie?

Das kann man von «dem Lachen» gar nicht allgemein sagen. Es gibt Tausende,

nein: Milliarden Varianten. Jeder Mensch lacht anders. Das Lachen der Täter ist eines, das am Gewaltende passiert. Ein Lachen, das sich auch anderer Muskeln bedient, als das zivilisierende Lachen. Am Lachen sind über 90 Muskeln beteiligt.


Fürs Lachen gibt es mittlerweile einen eigenen Wissenschaftszweig. Lachtherapien versprechen heilende Wirkung. Jetzt kommen Sie und beschreiben das Lachen als emblematisches Abzeichen des Killers. Wie kommen Sie darauf?

Durch die Wahrnehmung dessen, was passiert. Über die Aussagen von Überlebenden des Massakers auf Utoya bin ich darauf gestossen. Breivik lachte beim Töten.

Er trug dabei eine Polizeiuniform, ein ganz besonderer Scherz. Danach begegnete mir das Lachen der Täter in unzähligen Berichten, und so ist dieses Buch entstanden.

Was für ein Lachen ist das, das Lachen der Täter?

Ich verstehe dieses Lachen als eine besondere Form des Spannungsabbaus. Alle menschlichen Körper brauchen eine Spannungsabfuhr – aber manche Leute haben einen Körper, der diese Spannung nur über Gewaltakte entladen kann. Gewaltakte, die ekstatisch genossen werden und sich in einer bestimmten Sorte Gelächter selber feiern. Genau dieses Gelächter wollte ich näher beschreiben.

A portrait of Klaus Theweleit, a middle-aged man with grey hair and a goatee, wearing a dark suit jacket over a blue patterned shirt and a matching tie. He is holding a pair of glasses in his right hand. The background is a dark, textured wall.

Klaus Theweleit, 1942 in Ebenrode (Ostpreussen) geboren, hatte 1976 mit dem zweibändigen Werk «Männerphantasien» für Furore gesorgt. Darin führt der Schriftsteller und Literaturtheoretiker das faschistische Bewusstsein der deutschen Weltkriegssoldaten auf einen fragmentierten, also innerlich unausgebildeten Körper zurück. Die innerliche Zerstörtheit bricht sich in hässlicher Gewalt Bahn. «Das Lachen der Täter» kann als Folgewerk gelesen werden.

Markus Theweleit: «Gewaltfantasien kennt jeder. Entscheidend ist, ob und wie man sie umsetzt.»

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Im Eingangskapitel Ihres Buchs beschreiben Sie Henry Fonda in Sergio Leones «Spiel mir das Lied vom Tod» als Archetypen des lächelnden Killers. Und dann kommt Anders Breivik. Kann man Kunst-Typen wie Henry Fonda so einfach mit realen Killern vergleichen?

Warum Vergleich? Sergio Leone zeigt einen Killer-Typus, den man, wenn man hinsieht, auch in der sogenannten Wirklichkeit antrifft. Indem er ihn als Typus zeigt, macht sich Leone zu einem Psycho-Theoretiker von Gewaltprozessen. Mit einem besonderen Dreh: Henry Fonda war bis dahin der Good Guy schlechthin. Leone verkehrt ihn über das Lachen beim Killen ins Gegenteil, ins triumphierende Böse. Womit er den Western als amerikanisches Epos des guten Mannes, der die Welt zu rechtrückt, in die Grube schickte. Breivik bediente sich im Übrigen derselben Maske. Er kam als Polizist verkleidet, als die Inkarnation des Helfers.

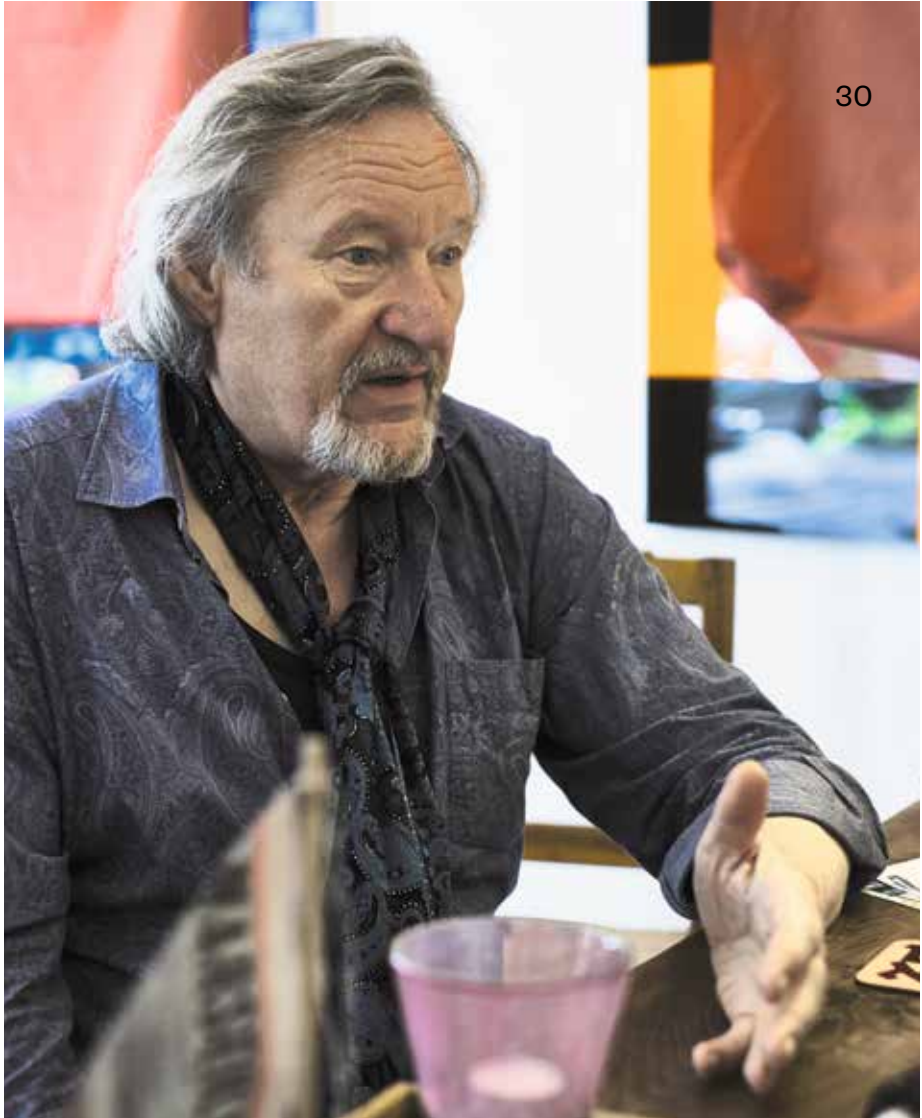
«Hitler als krank abzustempeln erklärt nicht, warum ihm Millionen in den Krieg gefolgt sind.»

Sie beklagen den gesellschaftlichen Reflex, Typen wie den norwegischen Massenmörder Anders Breivik als Wahnsinnige oder Psychopathen abzustempeln. Was genau stört Sie an so einer Diagnose?

Ist das eine Diagnose, wenn man sagt, Breivik sei wahnsinnig? Oder: Die IS-Killer seien Psychopathen; Hitler sei ein Psychopath? Selbstverständlich war er das. Aber was sagt das denn? Hitler als krank abzustempeln erklärt nicht, warum ihm Millionen bei seinen Mordtaten gefolgt sind. Ich gehe von einer Körperlichkeit aus, die wir nach der Geburt zunächst einmal alle teilen. Einen nicht zu Ende geborenen Körper, einen Fragmentkörper. Entscheidend ist, wie wir danach behandelt werden. Ob wir einen Spannungsausgleich erreichen aufgrund einer freundlichen Behandlung, die unser Körper erfahren hat, und in den darauf aufbauenden Beziehungen mit anderen Menschen und Gruppierungen in der Gesellschaft. Indem man andere als Psychopathen bezeichnet, negiert man diese prinzipielle Gleichheit und hebt sich vom Gegenüber ab.

Trotzdem: Sind solche Abwehrformeln der Reflex einer Gesellschaft, die es schlicht nicht fassen kann, dass Typen wie Hitler oder Breivik aus ihr hervorgehen?

Sie will es nicht fassen. Sie weiss aber: Dieser Typus ist Teil unserer Kultur und wird als solcher nicht unbedingt abgelehnt. Wir akzeptieren ihn zum Beispiel im Kino oder in Videogames, die Jugendliche im



«Für Mörder und Folterer bietet das Internet eine ungeheure Genugtuung.»

Übrigen gerne auch als Spannungsabbau bezeichnen. Gewaltfantasien kennt jeder. Entscheidend ist, ob und wie man sie umsetzt. Die Aufmerksamkeit auf diese Fantasien zu lenken kann jedenfalls helfen, nicht wegzusehen, wenn auf der Welt getötet wird.

Fussballfans stehen uns näher als Anders Breivik. In Ihrem Buch gehen Sie auch auf das bekannt gewordene Video englischer Hooligans ein, die einen schwarzen Mann in der U-Bahn verhöhnen. Steckt diese Gewalt in uns allen?

Ich biete mit meinem Buch keine schlüssige Theorie an, mit der man sagen kann: «In dem Körper steckt die Gewalt und in dem nicht.» Ich will zeigen, dass Gewaltausbrüche körperliche Vorgänge sind und sich die Körper der Menschen nicht so stark voneinander unterscheiden. Das gilt es anzuerkennen. Mit Abgrenzung überdeckt man das nur. Unter stabilen Menschen, die in guten Beziehungen leben, wird man nur sehr wenige finden, die eine solche Lust am Töten empfinden wie jene Killer aus vielen Weltteilen, die ich im Buch beschreibe.

«Die Killer selbst sehen sich nicht als Patienten, sondern als Heiler.»

Die Kämpfer des IS töten für das Kalifat, die Kouachi-Brüder rächen Mohammed und Breivik sieht sich als Tempelritter. Welche Rolle spielen Ideologien und Religionen für die Mörder?

Ideologien und Religionen spielen eine grosse Rolle, wenn es um die Rechtfertigung der einzelnen Taten geht. Sie bieten eine Vorschriftenapparatur, welcher «die Menschheit» gefälligst zu folgen hat. Und der Killer setzt diese durch als ein allgemeingültiges Gesetz. Welche Ideologie oder Religion dafür in Anspruch genommen wird, ist aber austauschbar. Ob sich die IS-Kämpfer auf Allah oder Breivik auf das Christentum der Tempelritter bezieht, ist gleichgültig. Andere morden im Auftrag einer höheren Rasse oder der besseren Hautfarbe. Entscheidend ist die Mission. Und die lautet: Das Andere muss weg; die andere Religion, die andere Rasse, die falsche Sexualität, die falsche Politik, der andere «falsche Mensch». Darum sehen sich diese Killer ja selbst nicht als Patienten, sondern als Heiler. Man kann ihnen nichts anhaben. Man kommt nicht an sie heran, indem man sie als krank verurteilt. Sie lachen vor Gericht und inszenieren ihre Unantastbarkeit. Sie mögen zwar verurteilt werden, aber sie stehen über dem Gesetz. Sie feiern ihr Töten als Ausweis der Zugehörigkeit zu einer höheren Macht – auf welchen Namen die auch immer hört.

Ist es demnach scheinheilig, eine bestimmte Religion als besonders gewaltstiftend zu bezeichnen?

Ja, das halte ich für scheinheilig.

Was hat sich mit den neuen Medien für die Gewalttäter verändert?

Die Ausstellbarkeit ihrer Taten hat sich ungeheuer erhöht. Damit auch die Attraktivität einer gewissen Vorbildfunktion für junge Menschen, denen gesellschaftlich und psychisch der Boden unter den Füßen fehlt. Gerade in der Pubertät verlangt man nach Ikonen. Diese werden ihnen auf Plattformen geboten, auf denen sich Gewalttäter selber inszenieren und vermarkten können. Für die Mörder und Folterer selbst bietet das Internet eine ungeheure Genugtuung. Sie können dort ihre Macht vor den Augen der Welt lachend zur Schau stellen. Obwohl zahlenmässig eine Minorität, werden sie omnipräsent. Und sie feiern dies als ausgestellte Omnipotenz.

Ein Grossteil Ihres Buches besteht aus Ausschnitten von Zeitungsartikeln.

Dabei stellen Sie ein grundsätzliches Problem bei der Berichterstattung über Massenmörder fest.

Zuerst einmal: «Fast alles, was wir wissen, wissen wir von Journalisten.» Sie sind vor Ort und teilen mit, was sie sehen und hören. Sie sind unverzichtbar. Andererseits haben sie Voreinstellungen und Absichten. Die Medien sind meist darauf aus, ein bestimmtes Bild zu zeichnen, und das soll eine möglichst plausible Erklärung dafür liefern, warum beispielsweise die Kouachi-Brüder die Redaktion von «Charlie Hebdo» stürmten. Recherchen bei Nachbarn und Kameraden unterfüttern dann dieses Ergebnis. Das oft lautet: «Das waren ja ganz normale Jungs.» Ja, was denn sonst? Die Killer rekrutieren sich aus der sogenannten Normalität. Einige soziologische Daten stimmen bei vielen überein. Dieses «Bild» unterscheidet sich nicht von Millionen von weiteren Fällen. Den einzelnen Killer kann man damit noch kaum begreifen.

«Eine Codierung der Sexualität mit Gewalt kann angedrillt werden, besonders bei jungen Männern.»

Bereits in Ihrem ersten grossen Erfolgswerk «Männerphantasien» identifizieren Sie eine genuine soldatische Anlage des Menschen, die sich leicht in faschistische Gewalt umpolen lässt. Warum sind Männer für derlei Gewaltausbrüche besonders anfällig?

Von «soldatischer Anlage» würde ich nicht sprechen. Menschliche Körper sind zur Gewalt fähig. Ob sie gewalttätig werden, hängt mit der Art und Weise zusammen, wie sie beim Heranwachsen in der Gesellschaft behandelt werden. Dabei lässt sich beobachten, wie die Gewalt mit Akten einer

deformierten Sexualität einhergeht. Diese Codierung der Sexualität mit Gewalt kann, besonders bei jungen Männern, angedrillt werden. Ich zitiere zum Beispiel den Bericht eines afrikanischen Kindersoldaten, dem befohlen wird, einen Gefangenen zu zerhacken, bis er eine Erektion bekommt. Seine Kameraden feuern ihn lachend an. Es findet eine Dressur statt, eine antrainierte Vermischung von sexueller Lust und Töten. Männerbünde forcieren diese Umpolung oft durch eine Art Initiationsriten.

«Eine Diskussion über die Gräueltaten, an denen Europa mitbeteiligt ist, kann nur entstehen, wenn man sie zuerst einmal wahrnimmt.»

Aber es gibt doch auch Mädchen, die sich dem IS anschliessen?

Die gibt es, aber sie sind nicht direkt an den Morden beteiligt. Man kennt zwar Berichte über Frauen wie der US-Soldatin Lynndie England, die einen nackten irakischen Soldaten am Halsband führt. Frauen, die die Opfer verhöhnern, gibt es. Sie helfen auch mit, Versteckte aufzuspüren und Ähnliches. Aber das lachend körperlich durchgeführte Zerhacken oder Zerfetzen von menschlichen Körpern habe ich bei Frauen nirgends gesehen. Übrigens: Die jungen Mädchen, die zum Jihad gehen, bekommen nicht etwa Waffen.

Die geschilderten Szenen im Buch sind äusserst brutal und detailliert. Muss das so sein?

Es glaubt sonst niemand. Und damit ist es dann nicht vorhanden. Wir in Europa sind der Ansicht, dass wir in einer halbwegs zivilisierten Welt leben. Eine Diskussion über die tatsächlichen Gräueltaten, an denen Europa mitbeteiligt ist, kann nur entstehen, wenn man sie zuerst einmal wahrnimmt; und dazu das militärische Gewaltpotenzial der eigenen Gesellschaft und anderer beteiligter Gesellschaften. Wegschauen löscht die Tatsachen nicht.

Sie bündeln 250 Seiten konzentrierter Männergewalt. Sind Sie je an einen Punkt gelangt, an welchem Sie Männlichkeit kategorisch verabscheuten?

Nein. Es geht ja hier um eine bestimmte Sorte männlicher Körper, die eine Grenze überschritten hat und danach nur noch schwer zu erreichen ist. Das Buch möchte allerdings vielmehr die Einsicht befördern, dass es Wege heraus gibt: über Beziehungen, über Freundschaften, Bestätigung am Arbeitsplatz, über Vereine, in denen man sich als Mensch aufgehoben fühlt. Jeder und jede kann der Ausgrenzung von gefährdeten Mitmenschen entgegenwirken. Das gesamte Spektrum gesellschaftlicher Beziehungen baut die Gewalt in den Körpern ab.

tageswoche.ch/+knam7

×

Klaus Theweleit: «Das Lachen der Täter: Breivik u.a. Psychogramm der Tötungslust». Residenz Verlag, 248 Seiten, 31.80 Franken.

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero

Rheingasse 13

Schmalere Wurf

Rheingasse 10

SantaPasta

Rheingasse 47

SantaPasta

St. Johannis-Vorstadt 13

Mercedes Caffè

Schneidergasse 28

Jonny Parker

St. Johannis-Park 1

Café Frühling

Klybeckstrasse 69

Valentino's Place

Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre

Klybeckstrasse 1b

KaBar

Kasernenareal

Volkshaus

Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne

Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger

Unterer Rheinweg

Flora Buvette

Unterer Rheinweg

Okay Art Café

Schützenmattstrasse 11

Hallo

Centralbahnstrasse 14

Haltestelle

Gempfenstrasse 5

5 Signori

Güterstrasse 185

Werk8

Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte

Gerbergasse 30

kult.kino atelier

Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen

Elisabethenstrasse 14

Café Bar Rosenkranz

St. Johannis-Ring 102

Theater-Restaurant

Elisabethenstrasse 16

tibits

Stänzlergasse 4

Campari Bar

Steinenberg 7

Ca'puccino

Falknerstrasse 24

Café del mundo

Güterstrasse 158

Café St. Johann

Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel

Güterstrasse 211

Da Graziella AG

Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar

Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle

Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli Gmbh

Güterstrasse 138

Nooch

St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot

Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini

Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center

Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jéle Café

Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio

St. Johannis-Vorstadt 70

Da Francesca

Mörsbergerstrasse 2

Pan e più

Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG

Barfüsserplatz 6

LaDiva

Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle

St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum

St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum

St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten

Museum Basel

Steinenvorstadt 1

Bar Cafferteria Amici

miei Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99

Basel Backpack

Dornacherstrasse 192

Schon bald installiert Apple auf Millionen von iPhones eine neue App, die uns täglich News zeigen soll. Doch Start-ups tun das schon länger und besser. Vor allem eines: Nuzzel.

Der Liebling von Techies und Journalisten

von Michaël Jarjour

Die Übermenge an Inhalten, auf die wir im Internet zu jeder Zeit Zugriff haben, ist ein längst erkanntes und dennoch ungeöstes Problem. Noch nie gab es theoretisch so viel Interessantes zu entdecken, doch noch nie war es in der Praxis so schwierig. John Abrams hat das Problem miterschaffen und will jetzt helfen, es zu lösen.

John Abrams, falls Sie von ihm noch nie gehört haben, ist vor allem fürs Verlieren bekannt. Er war der Gründer von «Friendster», dem ersten sozialen Netzwerk, das eine Sensation war, bis es zu einem Debakel wurde. «Friendster» wurde zum Friedhof für Online-Profilen, zur Pointe in Sitcoms und zum Futter für höhnische Schlagzeilen.

Ein sensationeller Fall, der dennoch den Weg für eine neue Industrie bereitet: soziale Netzwerke. Wie kaum ein anderer Trend im Internet sind diese dafür verantwortlich, die News-Industrie für immer verändert zu haben. Für viele sind sie geworden, was früher die Frontseiten der Zeitungen waren.

Von allen möglichen Nachrichten zeigen sie uns die, auf die am meisten geklickt wird, oder einfach die, von denen unsere Freunde glauben, dass sie uns interessieren. Doch sie scheinen das grösste Problem mit News im Internet nicht lösen zu können: Qualität ist schwer zu finden. Nun scheint die Zeit von Abrams gekommen zu sein.

Alter Wunsch, neue Mitspieler

Sein Dienst Nuzzel legt einen weiteren Filter über den Filter, den unsere Freunde darstellen. Aus den ganzen Posts, die in unseren Netzwerken geteilt werden, erstellt Nuzzel eine ständig aktuelle Liste aus den geteilten News-Inhalten. Facebook ohne Babyfotos, Twitter ohne Geschwätz. Die Liste, für jeden Nutzer personalisiert, kann auf einer Website, in E-Mail-Benachrichtigungen und in einer App angesehen werden. Mit diesem simplen Konzept ist Nuzzel zu einem der besten News-Kuratoren des Internets geworden.

Der Wunsch nach so einem Dienst ist alt, viele haben es versucht, die meisten sind damit gescheitert. Auch die Diskussion darüber ist alt. Neu ist jedoch, dass die Giganten jetzt mitspielen: Apple installiert mit der neuesten Version des mobilen Betriebssystems eine neue App auf Millionen von iPhones mit dem Zweck, uns die besten News zu zeigen, egal woher sie kommen. In «Apple News» helfen die hauseigenen Redaktoren, für uns «die besten Neuigkeiten in den nationalen, globalen und lokalen News zu finden», wie es in einem Job-Beschrieb heisst.

Nuzzel macht unsere Freunde zu den Entscheidern über Wichtigkeit und Relevanz.

Eine globale Zeitung ohne eigene Reporter, dafür mit Redaktoren, auch Kuratoren genannt. Auch Twitter und Instagram haben jüngst eigene derartige Initiativen angekündigt. Eigene Redaktoren sortieren dort die Inhalte auf den Netzwerken, um Nachrichten-Streams zu Grossereignissen zu erstellen. Bei der Videomessaging-App Snapchat arbeiten bereits Dutzende Redaktoren, um die Fülle von Videos in sinnvolle Streams zu verwandeln. Facebook und Google lassen derweil Algorithmen sortieren. Die Tech-Firmen nehmen sich hier eines der grössten Probleme für interessierte News-Konsumenten an.

Traditionelle Medien haben sich mit ihrer Nachlässigkeit, das Problem in Angriff zu nehmen, ein neues Monster als Konkurrenz gezüchtet. Früher trafen sie die letzte Entscheidung darüber, was auf die Frontseite gehievt und was im dritten Bund versteckt wurde. Ihre Erfahrung darin hätten sie sich zunutze machen und so zu Plattformen für Qualitätsjournalismus werden können. Jüngst kamen zwei Beispiele dazu, in denen traditionelle Medien-

häuser genau das tun: «Buzzfeed» und die «New York Times» haben in zwei neuen Apps Content Curation zum Kern der Strategie gemacht. «NYT Now» und «Buzzfeed News» – beide für iPhone erhältlich – liefern eine ständige Übersicht an News aus eigenen und anderen Quellen – Tweets, Videos oder Artikel.

Personalisierter Stream von News

Doch im deutschsprachigen Raum gibt es derzeit nichts Derartiges. Damit hat die alte News-Industrie die Nische geschaffen, in der sich Start-ups wie Nuzzel breit machen. John Abrams macht unsere Freunde zu den Entscheidern über Wichtigkeit und Relevanz – und das funktioniert überraschend gut. Je mehr Menschen, denen Sie auf Twitter folgen, einen Artikel teilen, desto mehr Gewicht erhält er in der Nuzzel-Liste.

Wer sich ein gutes Netzwerk zusammengestellt hat, wird hier nicht enttäuscht werden. Mit der Funktion «News von Freunden von Freunden» kann man der Filter-Bubble entkommen und sehen, was die Netzwerke anderer für wichtig halten. Nuzzel bietet so eine tolle Mischung aus Personalisierung und Relevanz. Jedenfalls für solche, die sich ein interessantes Twitter-Netzwerk erstellt haben.

Dieses besteht bei den meisten aus Menschen, mit denen man gewisse Interessen teilt. Das sorgt für einen personalisierten Stream an News. Doch bei grossen Ereignissen bricht der Personalisierungsfilter weg – denn das ist die Natur von Grossereignissen: Menschen aus allen Bereichen fühlen sich betroffen. Damit entfällt das mühsame Zusammenstellen von Interessengebieten und bevorzugten Quellen, mit denen uns die meisten Kuratoren quälen, bis sie nützlich werden. Eine Übung, die uns übrigens auch «Apple News» nicht erspart.

So hat sich Nuzzel in kurzer Zeit zu einem Liebling von Techies und Journalisten entwickelt. Eine genaue Nutzerzahl lässt sich den Machern nicht entlocken. Doch



Mit Friendster erlebte er ein Debakel, doch mit Nuzzel könnte John Abrams nun doch noch auf die Erfolgsspur finden. FOTO: GETTY IMAGES

den Zahlen auf Google Play zufolge liegt sie zwischen 10 000 und 50 000 (das bezieht sich jedoch nur auf die Android-App; es dürften also einige mehr sein). «Ich öffne Nuzzel noch vor Twitter», schwärmte ein Kolumnist des «Wall Street Journal». Investor Chris Sacca empfahl Twitter, Nuzzel zu kaufen. Damit hätte Abrams dann auch die Möglichkeit, seinen grössten Fehler gutzumachen. Denn bevor er «Friendster» in den Boden wirtschaftete, hatte er ein Millionen-Angebot von Google auf dem Tisch, das er ablehnte. Das passiert ihm wohl nicht noch einmal.

Es gibt Kuratoren wie Sand am Meer. Und vor allem für Experten gibt es praktische Produkte. Eines kommt aus der Schweiz. Auf Niuws teilen Experten ihre Leseempfehlungen. Die App setzt dabei nicht auf Journalisten, sondern auf «Experten», Koryphäen aus spezifischen Bereichen. Ihnen kann man folgen und erhält dann täglich Leseempfehlungen von ihnen. Niuws verfolgt dabei das YouTube-Modell:

Kuratoren werden nicht bezahlt, erhalten aber Zugang zur Technologie – Algorithmen, die Vorschläge für mögliche Leseempfehlungen machen – und Aussicht auf Beteiligung an allfälligen Werbeeinnahmen. Bisher kann man über 40 Kuratoren folgen, weitere Willige stünden Schlange, sagte CEO und Präsident des Start-ups Peter Hogenkamp.

Das Vertrauen der Nutzer müssen sich Kuratoren erst verdienen.

Die Nutzerzahl ist hingegen noch klein: 6000 haben sich im ersten knapp halben Jahr angemeldet. Irgendwann sollen es 100 000 sein, sagt Hogenkamp. Das Vertrauen von Nutzern müssen sich die Kuratoren erst noch verdienen. YouTube hat gezeigt, dass sich mit der Möglichkeit für Selbstvermarktung gute Inhalte-Lieferer

anziehen lassen. Aber auch, dass die Qualität darunter leiden kann, wie verschiedenste Skandale um Schleichwerbung und Klagen von Videoherstellern zeigen, die Geld vor allem abseits von YouTube verdienen.

Bereits bewiesen hat sich einer der Pioniere des Kuratierens: Techmeme ist eine Internetseite, die seit einem knappen Jahrzehnt ständig die wichtigsten News aus der Technologie-Industrie sammelt und auf effizienteste Art und Weise anzeigt. Schlagzeilen werden so umgeschrieben, dass sie die Kerninformation des Artikels zusammenfassen. Verschiedene Quellen zu einer Geschichte werden in Clustern angezeigt, sodass sich der Leser ein Bild verschiedener Ansichten machen kann. Mittlerweile hat Erfinder Gabe Riviera ein kleines Kuratoren-Imperium aufgebaut: Mediagazer zeigt News aus der Medienindustrie, Memeorandum listet Polit-News auf, WeSmirch Klatsch und Tratsch.

tageswoche.ch/+6lnig

×

von Jenny Berg

Liebe, Kinder, Beruf: Zu viel für Väter, sagen die Journalisten Marc Brost und Heinrich Wefing in ihrem neuen Buch.

«Erst sagen alle: Bei mir geht das»

Sind Beruf, Familie und Partnerschaft wirklich unter einen Hut zu bringen, wie sich das viele junge Familien wünschen? Marc Brost und Heinrich Wefing, zwei leitende Redaktoren der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit», haben darüber ein Buch geschrieben: «Geht alles gar nicht».

Marc Brost, Heinrich Wefing, Sie haben ein Buch geschrieben über die Unvereinbarkeit des Vater-, Partner- und Arbeitnehmerseins. Ist es für Männer wirklich so stressig, all das unter einen Hut zu bekommen?

Marc Brost: Ja.

In Ihrem Buch sprechen Sie von einer «Vereinbarkeitslüge». Was will da konkret vereinbart werden?

Heinrich Wefing: Vereinbart werden wollen: Liebe, Kinderhaben, Beruf. Es geht uns nicht um das Karrieremachen – es ist oft schon schwierig genug, einen ganz normalen Beruf auszuüben.

Und wo ist die Lüge?

Wefing: Gelogen wird in der Politik. Sie suggeriert uns, wenn es nur ein paar Kita-Plätze mehr gäbe und das Elterngeld ein

Marc Brost und Heinrich Wefing räumen mit verbreiteten Illusionen über das moderne Familienleben auf.

FOTO: ANATOL KOTTE



paar Monate länger bezahlt würde, gäbe es keine Probleme. In der Politik gelogen wird auch, wenn gefordert wird, Männer und Frauen müssten nicht weniger, sondern mehr arbeiten – und niemand sich darüber Gedanken macht, was währenddessen aus den Kindern wird. Gelogen wird in den Unternehmen, die so tun, als würden sie ganz viel für Familien tun, aber häufig konkret einfach gar nichts tun – weil es Geld kostet, Flexibilität zu schaffen.

Woher kommt der Glaube, dass sich alles vereinbaren lässt?

Brost: Der Anspruch wird natürlich nie so offen formuliert, aber er ist eine Folge dessen, wie wir leben wollen – nämlich gleichberechtigt. Im Grunde hat sich die Gesellschaft ja unheimlich zum Positiven verändert: Heute können auch Frauen Karriere machen und Männer in Elternzeit gehen. Dafür haben sehr viele gekämpft.

Wo ist der Haken?

Brost: Wir sind nicht nur die erste Generation, die Gleichberechtigung wirklich zu leben versucht. Wir sind auch die erste Generation, die der Globalisierung ausgesetzt ist. Wir erleben eine ungeheure Verdichtung von Arbeit und Zeit. Das erzeugt einen nie dagewesenen Druck. Und gleichzeitig sind wir auch eine Generation, die viel Wert auf Aussendarstellung legt. Man hat also immer den Eindruck, dass all die anderen es schon irgendwie schaffen, nur man selbst eben nicht.

Das vermutete Glück des Nachbarn erzeugt das Phantom der gelungenen Vereinbarkeit?

Brost: In den Recherchen haben wir oft erlebt: Männer sprechen nicht über diese Probleme. Erst sagen alle: Bei mir funktioniert das. Wir sind ständig mit Bildern von glücklichen Familienausflügen konfrontiert – auf Facebook, bei Instagram und in der Werbung. Korrespondiert das nicht mit der eigenen Wirklichkeit, entstehen erste Zweifel. Bei unseren Interviews brach es oft richtig aus den Befragten heraus, wie sehr sie unter dem Druck leiden.

«Viele Mütter sagen uns: Endlich merkt ihr es auch; so geht es uns schon lange!»

Wefing: Vielleicht ist es auch eine Frage nach den Ansprüchen, die wir an uns selbst haben. Wir wollen gute Väter sein, wir wollen gut im Job sein, wir wollen mit unseren Partnerinnen eine intensive Partnerschaft führen. Das sind ja für sich betrachtet keine wahnwitzigen Forderungen. Nur in der Zusammenballung wird es unglaublich viel.

Dieses Problem haben auch schon diverse Autorinnen benannt.

Brost: Ja, das stimmt. Viele Mütter sagen uns: Endlich merkt ihr es auch; so geht es uns schon lange! Deshalb ist es wichtig, dass sich auch die Väter äussern – denn erst, wenn Väter und Mütter sagen: Moment, da

läuft was schief, kann man für Familien insgesamt etwas tun.

Wefing: Vor allem die Politik muss endlich kapiieren, was da draussen eigentlich los ist. Dann findet sie hoffentlich auch zu Lösungen, die Familien wirklich helfen.

Kann die Politik da allein etwas ausrichten? In Ihrem Buch werden auch viele Probleme benannt, die durch die Dynamik der Wirtschaft entstehen.

Wefing: Unsere Wirtschaft setzt immer stärker auf Dienstleistungen. Das erwarten wir als Kunden auch. Das Spital muss immer erreichbar sein, der Supermarkt rund um die Uhr offen, die Pflegekräfte permanent verfügbar. Doch die ganze Service-Industrie ist komplett familienfeindlich. Und auch andere Wirtschaftszweige fordern Tempo, Ortswechsel und Flexibilität. Das widerspricht vielen Dingen, die für ein funktionierendes Familienleben gut wären: Ruhe, Stabilität, Zeit. Trotzdem hat sich unsere Gesellschaft immer stärker der Logik der Wirtschaft angepasst.

Vielleicht, weil wir uns heute immer stärker durch unseren Beruf identifizieren? Und weil die vorrangige Identifikation mit dem Vater- oder Muttersein keine adäquate Alternative für unser heutiges Leben darstellt?

Brost: In gewisser Weise sind wir so erzogen worden: Ärmel hochkrepeln, alle Aufgaben erledigen, immer die Pflichten erfüllen. Es gab und gibt eine klare Priorisierung der Arbeitswelt. Es wäre schön, wenn sich das wieder ein wenig umkehren liesse, hin zu einer Priorisierung der Familie.

Ein in Ihrem Buch vielgenanntes Problem ist die heute übliche permanente Erreichbarkeit.

Wefing: Ja, die ständige Erreichbarkeit ist ein Teilaspekt der Globalisierung und der Digitalisierung. Wir erleben eine Vervielfachung und eine Intensivierung von Kommunikation.

Was aber kann der Einzelne tun? Ist man nicht frei zu entscheiden, ob man etwa bei der ständigen Erreichbarkeit mitmacht oder nicht?

Wefing: Es gibt leider eine Tendenz, die Lösung gesellschaftlicher Probleme zur individuellen Aufgabe zu erklären. Das entlastet die Politik, das entlastet die Unternehmen. Natürlich müssen wir uns auch selbst ändern. Aber wir glauben, dass wir mit Entwicklungen konfrontiert sind, die weit über das hinausgehen, was ein Einzelner allein ändern kann. Selbst wenn alle Väter und Mütter ihre Handys am Abend und am Wochenende ausschalten, hat die Firma trotzdem Handelsbeziehungen mit Japan oder Amerika. Das kann man nicht einfach abschneiden. Wir sind mit ökonomischen und politischen Entwicklungen konfrontiert, die wir selber überhaupt nicht steuern können.

Angesichts dieser dichten Problematik drängt sich die Frage auf: Ist die klassische Rollenverteilung doch nicht so schlecht?

Wefing: Einige solcher Frauen, die sich bewusst für dieses Modell entschieden

haben, schrieben uns: «Jetzt seht ihr mal, welchen Preis ihr dafür zahlt.» Aber das ist nicht unsere Position, wir wollen nicht dahin zurück.

Warum?

Wefing: Weil sich die Probleme nur verschieben. Was geschieht mit den Frauen und den Beziehungen in dem Moment, wo die Kinder ausziehen? Keines der Modelle funktioniert ohne grosse Probleme.

«Wir sind optimistisch, dass wir eine Generation des Übergangs sind.»

Haben Sie Lösungsvorschläge?

Wefing: Wir haben nicht die eine Lösung für alle Probleme, aber die Richtung ist klar: Wir müssen unser Leben wieder stärker nach der Logik der Familie ausrichten.

Was heisst das genau?

Brost: Wir glauben, dass man Lebenswege und Berufsbiografien anders organisieren müsste. Zwischen Ende 20 und Anfang 40 passiert so vieles gleichzeitig: Karriereschritte, Familiengründung, Pflegebedürftigkeit der Eltern. Unter dieser Zusammenballung leiden wir alle, und darunter gehen Rücken kaputt, scheitern Ehen, landen viele im Burnout.

Was schlagen Sie vor?

Brost: Wenn wir uns einig sind, dass die «Rush hour» des Lebens – die Zeit zwischen Ende 20 und Anfang 40, in der sich so viel ballt wie in keiner Generation zuvor – entzerrt werden sollte, dann reicht es nicht, nur über Wochenarbeitszeiten zu reden. Dann muss die Arbeitszeit über das Leben hinweg ganz anders organisiert werden. Wir wissen heute, dass wir alle im Alter sehr viel länger werden arbeiten müssen. Und wir können das auch, sind im Alter viel aktiver und fitter als früher. Warum ist es also nicht möglich, zwischen 30 und 40 deutlich kürzer zu treten und das weniger Gearbeitete dann später wieder aufzuholen?

Könnte das die Geschichte sein, die Sie einmal Ihren Enkeln erzählen?

Wefing: Wenn wir eine Komplettlösung hätten, hätten wir das aufgeschrieben. Aber wir sind relativ optimistisch, dass wir eine Generation des Übergangs sind, Pfadfinder in einem Kontinent namens Neuland. Vielleicht ist es für unsere Kinder schon einfacher.

Brost: Das Schöne ist, die Veränderung hat bereits begonnen. Überall wird diskutiert, in den Medien, im Freundes- und Bekanntenkreis – ich bekomme nun viel mehr Anregungen und Ideen, wie ich mein eigenes Leben ändern kann.

Dann schreiben Sie in drei Jahren ein neues Buch?

Wefing: Genau (lacht). Der zweite Teil heisst dann: «Geht doch alles».

tageswoche.ch/+6sv2f

×

Marc Brost, Heinrich Wefing: «Geht alles gar nicht», Rowohlt, 240 Seiten, circa 18 Franken.

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Haltern

Der Platz am Silbersee: Karl May hätte seine helle Freude an dieser Luftaufnahme – so viele Rothhäute in seinem heimischen Deutschland hat es zu seiner Zeit sicher nicht gegeben.

INA FASSBENDER/
REUTERS



36

Budapest

Ein Brunnen bringt bei dieser Wärme Erfrischung, auch wenn der Fotograf wohl mit ganz anderen Hitzewallungen zu kämpfen hatte.

LASZLO BALOGH/REUTERS



Utrecht

Das Prinzip Rückstoss: Schläuche sind nicht nur am, sondern auch unter diesem Velo, einem sogenannten Flyboard – so macht das Gipfelstürmen Spass.

STEFANO RELLANDINI/
REUTERS





Pamplona

Wehe, wenn sie losgelassen: Jedes Jahr wollen sich Männer am Stierlauf des San-Fermines-Festes mit Stieren messen. Und so sieht das aus, wenn die ganze Selbstherrlichkeit unter die Hufe gerät.

SUSANA VERA/REUTERS



Sandringham

Die Lüftung eines U-Bahn-Schachts ist es nicht, die Camilla einen Marilyn-Monroe-Moment beschert. Aber die skandalträchtige Duchess of Cornwall kann mit Gegenwind ja umgehen.

MARY TURNER/REUTERS



Vor ihrem Auftritt in Lörrach erzählt Sophie Hunger, warum sie gerne in Berlin und Paris Musik macht, zum Sterben aber in die Schweiz zurückkehren möchte.

«Wir wollen uns dem Abend hingeben»

von Stefan Franzen

Frau Hunger, Sie haben die Songs für «Supermoon» in Kalifornien begonnen. Wie viel von Kalifornien, auch von der ganzen psychedelischen Tradition dieser Szene, steckt im neuen Album?

Nichts. Ich war einfach immer unterwegs und habe in verschiedenen Airbnb von Musikern gewohnt. In deren Wohnungen bin ich zwangsläufig über Instrumente gestolpert. Im Falle von «Love Is Not The Answer» war es in Austin eine «Gretsch»-Gitarre, und es war lustig, so etwas Schnelles darauf zu spielen, das klang gut. In einem anderen Airbnb war es ein Synthesizer, da habe ich dann das flächigere «Mad Miles» geschrieben. Es hing also immer davon ab, was gerade zufällig rumstand.

Unsere Vorstellung von Kalifornien ist die eines Sonnenstaates und der Freiheit – in Ihrem Song «Mad Miles» steckt aber die Zeile «you're free cause you're callous». Ist die kalifornische Freiheit eine trügerische?

Sie ist einfach dadurch bestimmt, dass die Natur noch immer so dominant ist. Alles ist sehr dünn besiedelt, man hat das Gefühl, es müsste nur ein Windstoss kommen und alles wäre dahingerafft. Die Naturgewalt ist das, was man dort am stärksten fühlt. Bevor man die Zivilisation empfindet oder irgendwelche politischen oder sozialen Bewegungen, empfindet man diese Grösse, diese Hitze, diese Dürre. Oder auch diese Üppigkeit, je nachdem, wo man ist. Das ist das, was Kalifornien so unbarmherzig macht. Es ist schwierig, für die Leute zu sorgen, wegen dieser Allmacht der Natur.

Das Titelstück «Supermoon» über die Vereinsamung eines leuchtenden Stars hört sich mit dem gigantischen Hall sehr kalt, geradezu eisig an. Dadurch, dass es gleich am Anfang steht und man da in den Weltraum hineingestossen wird, fordern Sie die Zuhörer schon sehr heraus.

Es war das erste Lied, das ich geschrieben und auch aufgenommen habe. Das war wirklich der Anfang der Platte. Ich wusste auch, dass die Platte so heissen wird, noch bevor ich die anderen Lieder hatte, es war die Tür für die anderen zwölf. Ich höre das Lied auch nicht unbedingt so gerne, auf mich wirkt es unheimlich.

Auf dem Cover sieht man Sie durch eine Art Folie leuchten und Sie halten eine E-Gitarre. Es ist so krass verschieden vom letzten, warmen Cover mit den Glühbirnen – spiegelt dieses Cover Ihr neues Lebensgefühl wider?

Wow, was für eine Frage! Ich glaube, es spiegelt einfach die Musik wider, die auf dem Album ist. Es hat mehr, naja, Gitarren (lacht). Wir haben das schwarz-weiss gemacht, und der Grafiker hat darüber gemalt und immer wieder die Farbe trocknen lassen. Er hat ziemlich lange daran gearbeitet, das ist alles analog.

«Es ist eigentlich eine Liebeserklärung an die Schweiz, denn ich komme ja fürs Wichtigste wieder nach Hause.»

Aber die Lederjacke und diese Head-banging-Pose: Wollten Sie das Image der Songwriterin loswerden?

Wir haben nicht über ein Image nachgedacht, wir haben einfach Fotos gemacht, und von der Serie haben dann drei am stärksten gewirkt, die man sich immer wieder anschauen wollte. Aber das war nichts, was mein Image beeinflussen sollte.

Sie haben auf «Supermoon» sehr ungewöhnliche Strukturen gewagt: «The Age Of Lavender» löst sich ja fast ins Lautmalerische auf, ist mehr Klanggebilde als Song. Und «Die ganze

Welt» ist für mich musikalisch einer der stärksten Songs, gerade weil er harmonisch so offen und eigentlich sehr traurig wirkt.

Bei «Die ganze Welt» habe ich mir eine obsessive Liebe vorgestellt. Alles, was man erlebt und sieht, bis hin zur Hinrichtung von Kurden, relativiert sich und löst sich auf in der einen Person, die sozusagen die ganze Welt einnimmt. Und «The Age Of Lavender» ist eine Hymne an all die unerklärlichen Wehwehchen, die uns immer mehr plagen, für die wir Erklärungen suchen, anstatt dass wir etwas Ordentliches machen. Ich hatte das Lied schon ganz fertig mit einer relativ konservativen Gitarrenbegleitung. Ich merkte aber schnell, dass es vielleicht was Besseres werden könnte. Der Produzent, John Vanderslice, hat erst mal die Gitarre rausgenommen, dann mit Alberto Malo eine Perkussion aufgebaut, und Alexis Anérides hat Klavierphrasen reingesetzt. Es blieben nur noch Melodie und Text von meiner ursprünglichen Version.

Sie haben mit dem Ex-Fussballer Eric Cantona auch ein Chanson adaptiert, «La Chanson d'Hélène» von Jean-Loup Dabadie, der mit Romy Schneider bekannt wurde. Ist Ihre Begeisterung für die französische Sprache, die ja schon auf der ersten Platte präsent war, trotz aller Weiterorientierung ungebrochen?

Ja, auf jeden Fall. Ich bin ein bisschen im Dilemma, dass ich unheimlich gerne auf Französisch singe, meiner Ansicht nach aber nicht genug Französisch kann, um viel zu schreiben. Also bin ich verdammt dazu, Cover-Versionen zu machen. Und dann suche ich mir halt immer Lieder, zu denen ich musikalisch eine Idee habe, die vielleicht etwas Neues reinbringt. «La Chanson d'Hélène» wollte ich schon sehr lange machen. Ja, ich fühle mich sehr nahe an Frankreich, ich bin auch sehr oft da. Im Februar habe ich in Paris in der Philharmonie bei einer Tributveranstaltung an



Grosses Berufsethos: Mit den Händen in den Hosentaschen würde Sophie Hunger nie auf die Bühne gehen.

David Bowie mitgemacht. Die Franzosen laden mich immer für sehr lustige, spezielle Sachen ein.

Über die Bowie-Show müssen Sie ein bisschen mehr erzählen.

Da ging es um die Ausstellung über Bowie, die erst in Berlin war und dann nach Paris gewandert ist. Die Philharmonie in Paris hat entschieden, dass sie das musikalisch begleiten will und hat dafür Philip Decouflé engagiert, den Tanzregisseur, der auch die Olympischen Spiele choreografiert hat. Für das Tanzstück «Wiebo» hat Decouflé drei Sänger engagiert, darunter mich, um «Queen Bitch», «Starman», «Heroes», den Refrain von «Andy Warhol», «Space Oddity» und «Changes» zu interpretieren. Für mich waren das die aufregendsten Wochen meines Lebens!

Zurück zum Album. Fast am Ende begegnet man Ihrem einzigen Stück auf Züridütsch, «Heicho». Sie singen, in die Heimat erst zurückzukehren, wenn alles vorbei ist. Ist die Schweiz für Sie nur noch zum Sterben gut?

Nein, so würde ich es nicht sagen! Ich würde es umkehren. Es ist eigentlich eine Liebeserklärung an die Schweiz, denn ich komme ja fürs Wichtigste wieder nach Hause. Ich muss da aufpassen, denn ich weiss, dass es viele gibt, die denken, das sei böse gemeint, aber so ist das gar nicht. Das «cho stärke», diese besondere grammatikalische Konstruktion, gibt der Schwere der Situation etwas Leichtes, dadurch aber vielleicht auch Zynisches. Das Hochdeutsche «zum Sterben» klingt da viel schwerer.

Haben Sie Angst vor der aktuellen Schweiz, zum Beispiel vor den vielen Deutschen, aber auch vor der Enge der Musikszene?

Nein, davor habe ich überhaupt keine Angst beziehungsweise das ist einfach der Lauf der Dinge. Wovor ich Angst habe, das ist die fehlende politische Führung, was

«Stimmen» im Zeichen der US-Klassiker

Das Stimmen-Festival erfährt im dritten Jahr unter der Leitung von Markus Muffler eine transkontinentale Verlagerung. Denn während der agile Festivalchef, der selber einige Jahre in London verbracht hatte, seine Liebe zu Grossbritannien im Programm kundtat, kommen die grössten Schwergewichte für einmal wieder aus den USA. Muffler und Konzertagent Dieter Bös konnten ganz grosse Klassiker verpflichten: Bob Dylan! Lionel Richie! Patti Smith!

Bei der Präsentation liess Muffler durchblicken, dass er noch andere, jüngere Stars im Auge hatte. Aber die «horrenden Gagen und Exklusivitäten», die heutzutage verlangt würden, machen «Stimmen» das Veranstellen schwer. «Da werden manche Künstler, die sehr hot sind, von anderen Festivals exklusiv blockiert», klagt Muffler.

Wenn man aber mit so klingenden Namen wie Smith oder Dylan aufwarten kann, ist das halb so schlimm, mag man tröstend nachschieben. Auf jeden Fall sind diese lebenden Legenden auf ihren Neverending Tourneen ein Ereignis. Und vielleicht auch ein kleineres Risiko als die Verpflichtung einer einst gehypten Band.

Starke Frauen

Der Versuch im letzten Jahr, mit den Hives und den Babyshambles den Indierock der Nuller-Jahre auf dem Lörracher Marktplatz zu etablieren, sorgte jedenfalls nicht für ausverkaufte Konzerte.

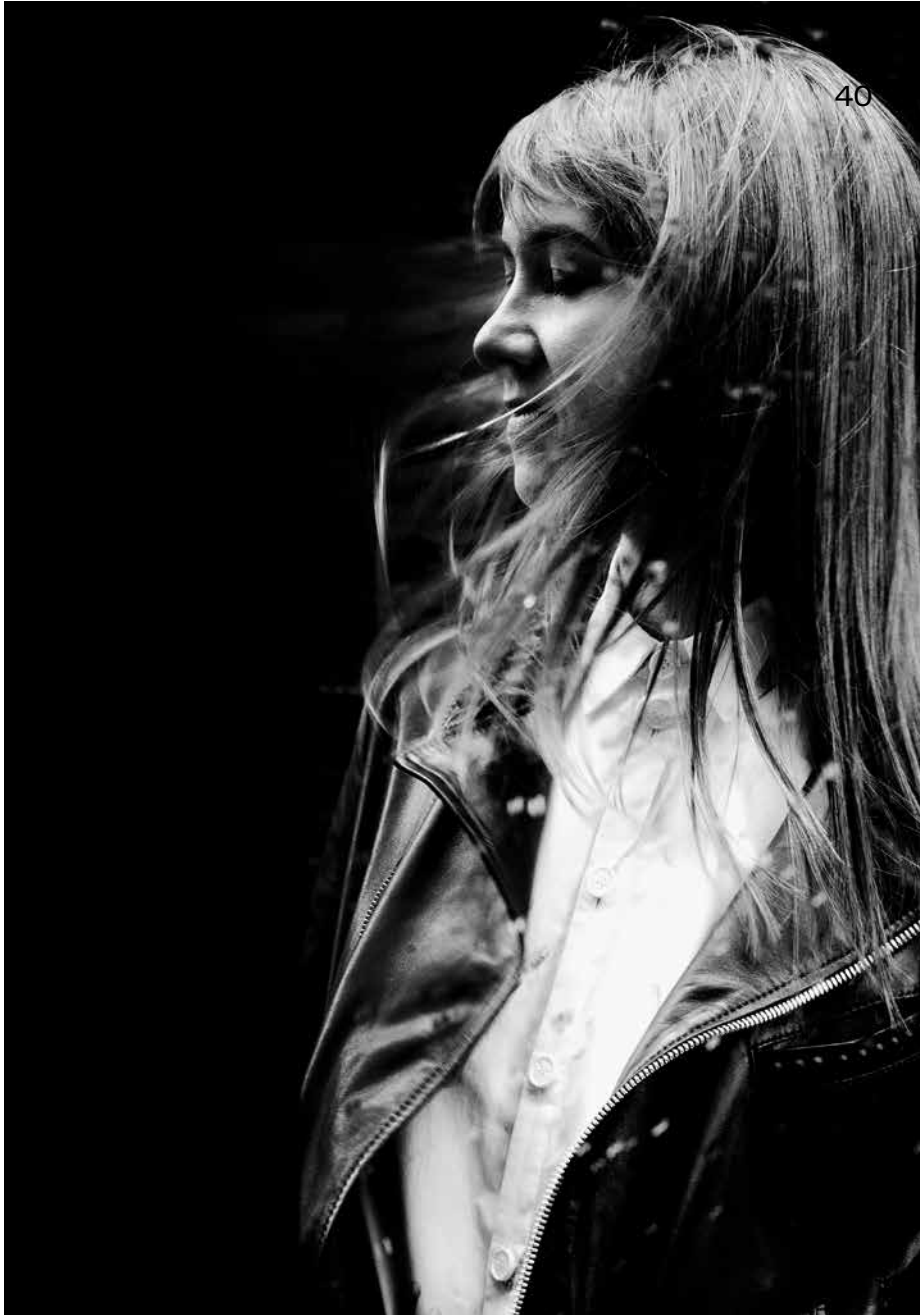
Für britische Evergreens sorgen heuer Status Quo, deren Name Programm ist. Abgerundet werden die Marktplatz-Konzerte Mitte Juli durch zwei ebenso kämpferische Sängerinnen wie Patti Smith: Melissa Etheridge und Sophie Hunger. Die Schweizer Singer-Songwriterin hat es nun auch in Lörrach auf die ganz grosse Bühne geschafft. Respekt!

Überhaupt sind Frauen stark vertreten. Da singt etwa die vielgelobte Britin Julia Biel in der «Coupole» von Saint-Louis. Mit dem Sprung über die Grenze will «Stimmen» wieder in Frankreich Fuss fassen und hofft auf eine engere Kooperation, nach der bisherigen Satellitenbespielung von «Les Dominicains» in Guébwiler.

Als vielversprechende jüngere Stimmen gelten zudem Charlie Cunningham und William Fitzsimmons, die man ebenso auf dem Radar haben sollte wie den Basler Singer-Songwriter Baum. Er wird am 26. Juli den letzten «Stimmen»-Abend 2015 eröffnen – der garantiert in einer 80er-Party enden wird: Bilden doch die amerikanischen The Hooters (Johnny B) den Abschluss. (mac)

tageswoche.ch/+h16h9

Stimmen-Festival, bis 26. Juli.



«Man kapselt uns ab.» Hunger über die Schweizer Haltung zu Europa. FOTO: MARIKEL LAHANA

die Zukunft anbelangt. Wir sind ja in einer ganz komischen Situation jetzt: Wir haben die Verträge mit der EU, gleichzeitig haben wir Volksinitiativen, die diese Verträge ständig unterwandern und verfassungswidrig sind. Trotzdem muss der Bundesrat diese Initiativen ernst nehmen. Es ist eine ganz, ganz zwiespältige und verflixte Situation. Und in der fehlt es an einer klaren Vision. Wir brauchen einen Plan für die nächsten 50 Jahre und dürfen uns nicht verzetteln. Das ist den Schweizern nicht bewusst.

Wie müsste für Sie eine Schweiz aussehen, die zukunftsfähig ist?

Sie müsste sich sicher auf ihre Stärken konzentrieren, und aus dieser Konzentration heraus wäre eine Bindung an Europa die logische Konsequenz. Man muss verstehen, dass wir keine Rohstoffe haben, wir sind angewiesen auf unsere Dienstleistungen und unsere industriellen Produkte, ähnlich wie Deutschland. Da werden wir um den Aufbau enger Partnerschaften nicht herumkommen. Und ich sehe nicht, wie wir das tun können, wenn wir ständig unsere Nachbarländer vor

den Kopf stossen. Das ist ein widersprüchliches Verhalten, und da wird mir angst und bange. Ich finde es auch schade für meine Generation, denn wir haben ja gute Universitäten und sind gut ausgebildet. Man kapselt uns da ab. Ich würde es gerne sehen, wenn junge Schweizer sich am Aufbau der Europäischen Union beteiligten.

Aber Sie leben jetzt momentan in Berlin?

Ja, aber auch in Paris. Ich lebe ein bisschen ohne Lebensmittelpunkt.

In Berlin, so kann man eine Äusserung von Ihnen lesen, «haben die Männer Angst vor eleganten Gesten, weil sie denken, sie würden damit die Frauen bevormunden». Was ist denn da in der Emanzipation schief gelaufen bei den Deutschen?

Ich glaube nicht, dass das was mit Emanzipation zu tun hat. Das fing einfach so an, dass wir an einem Abend mit Franzosen und Deutschen zusammengesessen haben, und dann kam die Frage auf, ob man einer Frau Feuer geben darf. Und ich meinte sofort: Natürlich darf

Open Air



Patent Ochsner am Summerstage

Im Park im Grünen findet zum fünften Mal das Basler Summerstage statt. Ein besonderes Festival für Musikliebhaber: Die Grünanlage am Dreiländereck verleiht ihm einen intimen Rahmen. Am Samstag, 9. Juli, ist mit Patent Ochsner eine der wichtigsten Grössen der Schweizer Musikszene mit dabei. Den Rest des Tages gestalten jüngere Acts: James Gruntz, Lo & Leduc, Singer Songwriterin Lea Lu sowie Nick Mellow. ×

Summerstage Basel, 9. und 10. Juli ab 17.30 Uhr, 11. Juli ab 15.30 Uhr,
Park im Grünen, Münchenstein
· www.summerstage.ch

Film

Autokino in Pratteln

Das Autokino ist zurück! Zumindest für den Juli. In Pratteln wird auf dem Sprisse-Areal das Firmengelände von Sieber Transporte in ein nostalgisches Autokino verwandelt. Auf dem Programm stehen moderne Blockbuster wie «Inglorious Basterds», Kultstreifen wie «Trainspotting», « Fargo », «Zwei glorreiche Halunken» sowie die Schweizer Komödie «20 Regeln für Sylvie». Drinks und Snacks servieren Rollschuh-Girls und Popcorn-Boys direkt ans Auto. Die Filme werden jeweils freitags und samstags in Zweierblocks ausgestrahlt. Alle Infos zu den Spielzeiten und Fassungen der Filme finden Sie auf der Website des Drive-In-Cinemas. ×

3.-25. Juli, Lohagstrasse 14, Pratteln
· www.cinema-drive-in.ch

sehr einfach, hier zu arbeiten, weil man so schnell jemanden findet, egal, worum es geht. Wenn ich ein ganz ausgefallenes Instrument suche, finde ich sofort jemanden, der das beherrscht, ich finde Studios, Fotografen, Videokünstler. Das macht das Arbeiten sehr leicht. Es hat viel Platz, viele Ideen, es ist eine Stadt, in der die Strukturen noch nicht so eingefahren sind wie in Paris oder London; hier hat man das Gefühl, dass man aus dem Nichts heraus etwas verwirklichen kann. Und es ist unheimlich international geworden, man hört auf der Strasse kaum noch Deutsch.

Welches sind die Vorteile Ihrer neuen Band im Vergleich zu den Musikern, mit denen Sie noch die ersten Platten eingespielt haben?

Wir haben das immer so gemacht, dass wir uns vor der Tour zum Proben treffen, und dann muss man das können, das ganze Jahr hindurch. Da spielt es dann keine Rolle, dass wir über Lausanne, Paris, Gent und Berlin verstreut sind. Teils entsteht die Bandzusammensetzung auch ganz banalen Überlegungen. Da auf «Supermoon» so viele Gitarren sind, hat es keinen Sinn mehr gemacht, ein Cello mitzunehmen, also musste ein neuer Gitarrist her.

Ich würde Sie gerne noch etwas zur Live-Situation fragen. Alle Besucher eines Sophie-Hunger-Konzerts wissen, dass Sie wie wenige andere die Aufmerksamkeit fesseln: Bei Ihnen gibt es kein Gequatsche und kaum mitfilmende Smartphones. Die Leute schauen nicht aufs Display, sondern wirklich auf die Bühne. Wie schaffen Sie das?

Vielen Dank, das ist mit das Schönste, was man einem Musiker sagen kann. Ich habe keine Erklärung dafür. Wenn wir rausgehen auf die Bühne, haben wir einfach ein grosses Berufsethos. Wir wollen uns dem Abend hingeben, den Menschen und der Musik; vielleicht merkt man uns an, dass wir bereit sind, so weit zu gehen. Dass wir nicht mit den Händen in den Hosentaschen auf die Bühne kommen.

Ganz intensiv ist die Kommunikation mit dem Publikum am Ende von «Train people». Es gibt die berühmte Szene aus «La Cigale» in Paris, wo die Zuhörer nach dem Schlussakkord noch über eine Minute still sind.

Diesen Moment, den machen wir nicht. Den macht das Publikum, und wir brauchen diese Minute dann alle zusammen. Mit dem Lied hat das dann gar nichts mehr zu tun. Es ist eine gemeinsame Erfindung, und es braucht nur einen, der nicht mitmacht, und alles ist dahin. Man schliesst für diesen Moment einen Vertrag. Es ist eine Form von Vertrauen. Oder Liebe.

tageswoche.ch/+erez4 ×

Stimmen-Festival: Sophie Hunger spielt am Samstag, 18. Juli, auf dem Lörracher Marktplatz.

man einer Frau Feuer geben. Dann gab es ein paar deutsche Jungs, die sagten: Nein, das ist ja herablassend, die Frau kann sich doch selbst Feuer geben. Wir haben dann den ganzen Abend heiss diskutiert, was das Problem ist. Ich fand das sehr lustig und auch ein schönes Beispiel. Ich komme aus einer eher französischen Tradition, ich finde es nicht schlimm, wenn mir jemand Feuer gibt, aber ich fand den deutschen Ansatz auch ganz interessant. Ein bisschen geziert, aber warum nicht.

«Ich würde es gerne sehen, wenn junge Schweizer sich am Aufbau der Europäischen Union beteiligten.»

Ist Berlin ein besonders gutes Pflaster zum Schreiben?

Ich finde es super hier, ich bin überrascht, wie gut es mir hier gefällt. Es ist

Kinoprogramm

**Basel und Region
10. bis 16. Juli**

ANZEIGEN



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 14. AUGUST | FILM: 20.30 UHR (Edf)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR

TICKETS: CHF 89.- PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN *pathe.ch/basel*

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **MINIONS** [6/4 J]
14.00/16.30/18.45/21.00^D
- **TERMINATOR: GENISYS** [12/10 J]
14.30/17.30/20.30^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **KULT.KINO ATELIER 1 UND 2 BIS ENDE AUGUST WEGEN UMBAUS GESCHLOSSEN**
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
17.30/21.15-SA/SO: 15.30^{Ov/diff}
- **LOVE & MERCY** [14/12 J]
18.00^{E/diff}
- **SONG FROM THE FOREST** [0/0 J]
19.15-SA/SO: 16.00^{Ov/d}
- **MEN & CHICKEN** [14/12 J]
20.30^{Dan/diff}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **LEARNING TO DRIVE** [12/10 J]
14.30^{E/d}
- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
14.45/19.00^D
- **HEDI SCHNEIDER STECKT FEST** [10/8 J]
16.40^D
- **PAS SON GENRE** [16/14 J]
16.50^{E/d}
- **UMRIKA** [12/10 J]
18.30^D
- **VICTORIA** [12/10 J]
20.30^{E/d}
- **FIDELIO, L'ODYSSÉE D'ALICE** [16/14 J]
20.45-SO: 12.45^{E/diff}
- **KÜHE, KÄSE UND DREI KINDER** [0/0 J]
SO: 12.30^{Fätoroman/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE**
- **SILO-OPEN-AIR: 15.07.2015 - 14.08.2015**

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **TERMINATOR: GENISYS - 3D** [12/10 J]
12.20/15.00/17.45/20.30
FR/SA: 23.20-SA/SO: 09.45^D
18.15/21.00-FR/SA: 23.40
SA/SO: 10.00^{E/diff}
- **TERMINATOR: GENISYS** [12/10 J]
12.45/15.30^D
- **JURASSIC WORLD - 3D** [12/10 J]
12.30/15.10/17.50/20.30
FR/SA: 23.10-SA/SO: 10.00^D
18.00/20.45^{E/diff}
- **MINIONS** [6/4 J]
12.30/14.30-SA/SO/MI: 16.30^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
18.30/20.30-FR/MO/DI: 16.30
SA: 10.20^{E/diff}
FR/SA: 22.30-SO: 10.20^D
- **TED 2** [16/14 J]
12.30/15.00-FR/SO/DI: 17.30
FR/SA: 22.40-SA/SO: 10.00
SA/MO/MI: 20.00^D
FR/SO/DI: 20.00 SA/MO/MI: 17.30^{E/diff}
- **SPY - SUSAN COOPER UNDERCOVER** [14/12 J]
12.50/15.30^D
- **DUFF - HAST DU KEINE, BIST DU EINE!** [12/10 J]
13.30/15.45/18.00/20.15
FR/SA: 22.30-SA/SO: 11.00^D
- **THE AGE OF ADALINE** [12/10 J]
13.45^D
- **ENTOURAGE** [14/12 J]
16.15-FR/SO/DI: 18.30 FR: 23.00-SA/MO/MI: 20.45^D FR/SO/DI: 20.45
SA/MO/MI: 18.30-SA: 23.00^{E/diff}
- **SAN ANDREAS - 3D** [12/10 J]
FR/SA: 23.20^D
- **RICO, OSKAR UND DAS HERZGEBRECHE** [6/4 J]
SA/SO: 10.40^D
- **OSTWIND 2** [6/4 J]
SA/SO: 11.15^D

PATHE PLAZA

Steinertorstr. 8 pathe.ch

- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
12.45/14.45/
16.45/18.45/20.45^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **ENTOURAGE** [14/12 J]
14.15/17.00/20.00^{E/diff}
- **MINIONS** [6/4 J]
15.00/18.00/20.45^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 26. AUGUST 2015**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE AGE OF ADALINE** [12/10 J]
17.15/20.00^{E/diff}

FRICK

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **TERMINATOR: GENISYS - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 17.00^D
- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
FR/SA/SA/SO/SO/MO/MI: 19.30
MI: 15.00^D

MONTI

LIESTAL

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **MINIONS - 3D** [6/4 J]
13.30-SA: 18.00^D
- **MINIONS** [6/4 J]
15.45^D
- **TED 2** [16/14 J]
FR/SO: 18.00^D
- **TERMINATOR: GENISYS - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 20.30^D
- **TERMINATOR: GENISYS** [12/10 J]
MO-MI: 20.30^D
- **JURASSIC WORLD** [12/10 J]
MO-MI: 18.00^D

ORIS

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **UMRIKA** [12/10 J]
FR/SA: 18.00^{Ov/d}
- **GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
FR: 20.15-SO/MO: 18.00^D
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
SA-MI: 20.15^{Ov/d}

SISSACH

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**

PALACE



IN DIESER WOCHE: SOME LIKE IT HOT.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 28/29;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder

(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentenz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

während seiner Auftritte in den Vorjahren als einen der ihren begriffen, als Stimme ihrer Generation.

Die Empörung setzte sich fort, als Dylan danach seinen neusten Song anstimmte, der erst wenige Tage zuvor als Single erschienen war: «Like A Rolling Stone», eine lange, schlingernde und viel mehr sarkastisch denn aufbegehrend getextete Rockhymne. Die Folkpuristen in Newport waren entsetzt, der Sänger Pete Seeger drohte der Legende nach sogar, mit einer Axt die Kabel entzweizuhaben. Danach sollte es 37 Jahre dauern, bis Dylan ein nächstes Mal nach Newport zurückkehrte.

Der Highway zum Blues

Vier Wochen nach diesem Auftritt war klar, dass Dylans Abwendung vom kargen Folk keine einmalige Provokation war: Die Neumöblierung der Tradition trug «Highway 61 Revisited» bereits im Namen. Der Highway 61 war zwar auch jene Route, die von Dylans Heimatstadt Duluth gen Süden verlief, trug somit also eine persönliche Note. Vor allem aber zog die Strasse an den Epizentren des Blues vorbei, an Memphis, New Orleans oder St. Louis und somit an jenen Orten, an denen Elvis, Muddy Waters oder Charley Patton aufwuchsen – und an deren Kreuzung mit dem Highway 49 dereinst Robert Johnson seine Seele dem Teufel verkauft haben soll, um ein virtuose-r Bluesgitarrist zu werden.

Für Bob Dylan war dieser Highway 61, wie er in seiner Autobiografie «Chronicles: Number One» selber schrieb, jene Strasse, der er sich sein ganzes Leben lang verbunden fühlte: «I always felt like I'd started on it, always had been on it and could go anywhere from it, even down into the deep Delta country.»

Das Lebensgefühl der Sixties

So sollte es auch den Songs ergehen, die er für «Highway 61 Revisited» schrieb. Das Eröffnungstück «Like A Rolling Stone» wurde zu seinem wohl bedeutendsten Song überhaupt und zu einer zentralen Achse des Lebensgefühls der Sixties.

Die beiden anderen Klassiker «Tombstone Blues» und «Ballad Of A Thin Man» stellten die deutlichsten Scharniere des Übergangs vom Protestgesang zu einer surrealistischen Lyrik dar. Das Album endete mit dem epischen, am stärksten noch mit seiner vorerst überwundenen Folk-Vergangenheit verknüpften «Desolation Row», eine elf Minuten lange Meditation in kammerpielartiger Dimension über Umwälzungen und Umstürze – über die grossen zeitgeschichtlichen Brüche, aber auch über die Auflösung verinnerlichter Gewissheiten. Ein grosses, seine Zeit überstrahlendes Werk, dessen dunkles Licht noch heute glimmt. Auch wenn «His Bobness» auf dem Marktplatz in Lörrach womöglich darauf verzichten wird.

tageswoche.ch/+dpygo

Live: Donnerstag, 16. Juli, 20 Uhr.
• www.stimmen.com



Vor 50 Jahren wurde aus dem Folksänger Dylan ein Rockmusiker.

FOTO: GETTY IMAGES

Kultwerk #189

Als Bob Dylan im Sommer 1965 mit «Highway 61 Revisited» aus dem Studio kam, war er nicht mehr derselbe.

Ein Schock für die Ewigkeit

von Andreas Schmitter

Orientiert man sich an der bisherigen Setliste dieses Sommers, so dürfte Bob Dylan die Ausfahrt auf den Highway 61 an seinem Konzert am Stimmen-Festival links liegen lassen. Da wird voraussichtlich keiner der neun Songs der epochalen Platte zu hören sein. Ausgerechnet im Jubeljahr: Im Sommer 1965 verabschiedete sich Dylan vorläufig von seinem Nimbus als Folkbarde und Protestsänger, den er während fünf Alben im Expresstempo aufgebaut hatte.

Er steckte mitten in den Aufnahmen für «Highway 61 Revisited», als er am 26. Juli am Newport Folk Festival auftrat. Anders als in den Vorjahren präsentierte sich Dylan nicht alleine mit Gitarre und in Begleitung von anderen Folkstimmen wie Joan Baez oder Peter, Paul and Mary. Seine Crew baute stattdessen schweres Soundgerät auf: Schlagzeug, Verstärker und E-Gitarren.

Bereits nach dem ersten Song «Maggie's Farm» buhte ihn ein Teil des Festivalpublikums aus. Nämlich diejenigen, die Dylan

Wochenendlich im Bergell

Das Bergell bietet neben spektakulärer Natur auch die Ausstellung «Video Arte Palazzo Castelmur» in Coltura.

Im Geisterschloss von Coltura

von Katharina Good

Der schönste Weg ins Bündner Südtal führt über den Septimerpass, zumindest bei Sonnenschein. Der Wanderweg ist nicht ohne Grund nach Giovanni Segantini benannt: Wer die rund 900 Höhenmeter ab Bivio überwindet, wird mit einer überwältigenden Aussicht belohnt.

Weil es an unserem Reisetag regnet, nehmen wir den Zug. Auf der Albulalinie lassen wir alle werbenden Durchsagen hinter uns, alle 144 Brücken und 42 Tunnel des UNO-Weltkulturerbes, und die Oberengadiner Seen nehmen wir diesmal nur aus dem Postautofenster zur Kenntnis. Unser Ziel: die Ausstellung «Video Arte Palazzo Castelmur» in Coltura.

Zwischen knallbunten Tapeten und Trompe-l'Œuil-Malereien sind 17 künstlerische Interventionen versammelt, darunter Videokunst auf verschiedensten Trä-

gern, aber auch einzelne malerische und installative Arbeiten sind hier zu entdecken. Da gibt es zum Beispiel einen Teppich, zusammengesetzt aus über 1200 Fotografien, den Patrick Rohner in einem durch und durch mit Arvenholz getäferten Zimmer ausbreitet.

Nächtens hoch zum Malojapass

Überall sind Stimmen und Klänge zu hören, mit denen uns die Videos in die vielen Räume locken. Wie in einem Geisterschloss, denkt man sich – und der Eindruck hat was. Ab 1840 baute der Baron Giovanni Castelmur das Patrizierhaus der Familie Redolfi um. Die hohen Räume mit den Spitzbogenfenstern wurden aber kaum bewohnt.

Die Videokunst nimmt das Haus für sich ein. Das junge Künstlerduo Fröhlicher/Bietenhader füllt den roten Salon mit Bild-

schirmen. Darauf sind Ausschnitte aus dem Palazzo zu sehen, die von Cartoon-Figuren belebt werden. Da tanzt Disneys «Schöne» mit ihrem «Biest», um wenig später Mario Kart durch ein Teppichgemälde flitzen zu lassen.

Die Tonspur des rasenden Autos kommt aber von der Projektion im benachbarten Raum: Mit der Kamera an der Stosstange liess Sebastian Stadler eine Rennfahrt der 50er-Jahre neu inszenieren. Nachts braust das Auto vom Palazzo Castelmur hoch zum Malojapass. In weniger als acht Minuten haben die Scheinwerfer jede der Haarnadelkurven ausgeleuchtet.

Alles aus Zucker

Den dritten und obersten Stock teilen sich die Werke mit der Dauerausstellung des Palazzos. Diese ist den Bündner Zuckerbäckern gewidmet, die während Jahrhunderten in ganz Europa Glück und Erfolg suchten. Wer es fand, wusste dies in der Heimat mit imposanten Gebäuden zur Schau zu stellen.

Der Künstler Manfred Alois Mayr baute die Bäckerei der Castelmur in Marseille nach, ganz aus Zucker. Aus eigenen und gefundenen Videostills gebaut, dreht sich die Hochzeitstorte von Olga Titus in einem der unteren Turmzimmer. Durch ihre Bewegung und das flackernde Stroboskop-Licht scheinen die Figuren zu tanzen. Die Technik heisst «Zoetrop» und funktioniert ähnlich wie beim Film.

Wer da Lust auf ein Dessert bekommt, dem sei die «Torta della sorpresa» wenige Häuser weiter empfohlen. Bevor man die Ausstellung verlässt, lohnt es sich aber in alle Ecken zu gucken – und in den Stall des Palazzos. Da steht die Videoinstallation von Gerber/Bardill, auf der der Lastwagen der Baronin scheinbar von alleine fährt – wie von Geisterhand.

tageswoche.ch/+y8631

×

Ansehen I

«Video Arte Palazzo Castelmur», bis 18. Oktober.

Ansehen II

Die Fotografien von Florio Punter in der Villa Garbald, Castasegna. Am 4. Juli ist Vernissage.

Anbeissen

Kuchen vor der Ausstellung im Café La Sosta, Coltura.

Aufatmen

Im malerischen Dorf Soglio bei einer der schönsten Aussichten über das Bergell. Bei Sonnenschein am besten über den «Panoramaweg» zu erreichen.

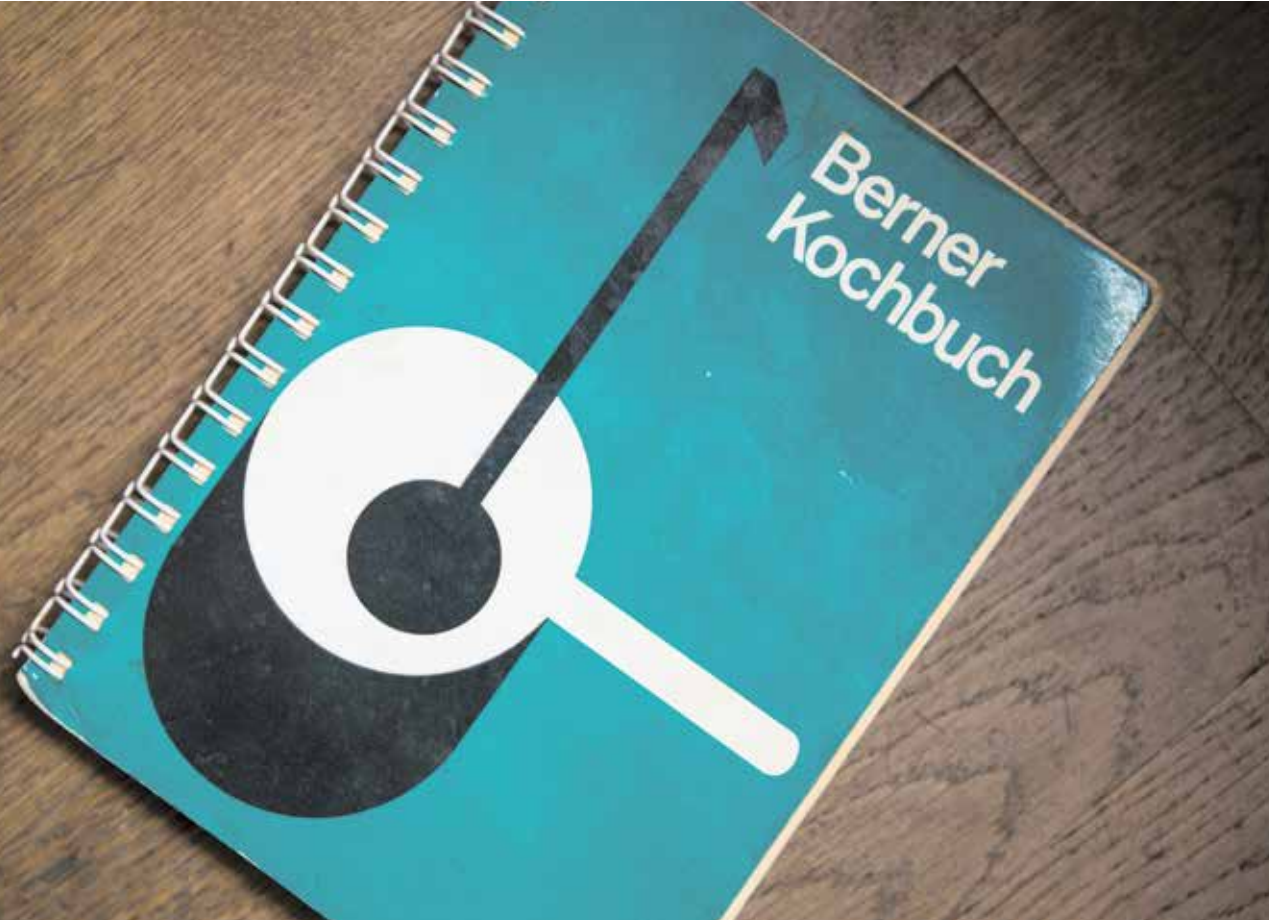
Ausschlafen

Im Sporthotel Maloja lohnt es sich auch zu übernachten, wenn man Sport nicht mag. Sofern man mit einer Etagedusche zufrieden ist.

Nur schon der Anblick kühlt ab: der Lunghinsee.

FOTO: KATHARINA GOOD





Auf dieser alten Pfanne lernten nicht nur Schülerinnen kochen.

FOTO: NILS FISCH

Zeitmaschine

Zur Ausbildung von Hausfrauen verfasst, lehrte das Berner Kochbuch auch einigen jungen Burschen die Küchenkunst.

Küchenklassiker aus der Studi-WG

von Martin Stohler

Ich komme aus einer Familie, in der man gerne isst. Keine ausgefallenen Sachen: Speck und Bohnen, gefüllte Zuchetti, Kirschenauflauf und am Sonntag ab und zu einen Kaninchenbraten mit Kartoffelstock und einen Kuchen. Besondere Spezialitäten meiner Mutter waren Salzgurken, die sie mit Dill und Knoblauch in Büllacher Gläsern einmachte, sowie saure Krautwickel.

Um uns Letztere vorsetzen zu können, schlug sie zum Kraut im Sauerkrautfass jeweils zusätzlich einen ganzen Kohlkopf ein, dessen Blätter sie, wenn sie sauer waren, mit Reis und Hackfleisch füllte. Die Wickel kamen mit Rahm und Tomatensauce in die Pfanne und zum Schluss mit Kartoffelstock auf den Tisch – einfach herrlich!

1974 ging meine Zeit in diesem mütterlichen Schlaraffenland zu Ende. Im Herbst jenes Jahres zog ich zu Hause aus und wohnte zunächst in Pratteln und dann bald in Basel. Nun hiess es – von sonntäglichen Besuchen bei meinen Eltern abgesehen – selber kochen, wollte ich mich nicht ständig in der Uni-Mensa oder in Wirtshäusern verköstigen.

«Hausbackene» Aufmachung

Hilfreich bei dieser Herausforderung waren für mich mein Studienkollege und WG-Genosse Charlie – und das Berner Kochbuch. Was das Äussere betrifft, kommt das Werk ziemlich «hausbacken» daher. Ein Kartondeckel vorne, einer hinten, dazwischen 226 Seiten mit Rezepten und

Kochanweisungen, das Ganze zusammengehalten von einer weissen Drahtspirale.

Herausgegeben wurde es von der Schul- und Büromaterialverwaltung der Stadt Bern im Auftrag der Schuldirektoren der Stadt Bern für den hauswirtschaftlichen Unterricht an Volks- und Fortbildungsschulen. Das Lehrmittel fand weite Verbreitung. Jenes Exemplar, das ich besitze, war Teil der erweiterten, 26. Auflage und wurde 1961 ausgeliefert.

Ansporn für Hausversuche

Erstmals erschienen ist das Berner Schulkochbuch im Jahr 1901; damals war es noch lediglich eine Broschüre von 51 Seiten. Das Buch wurde wiederholt überarbeitet. Zu den Neuerungen der 26. Auflage zählten unter anderem «eine Kräutertabelle, eine Tabelle über ausgeglichene Ernährung (Saffa-Tabelle), eine Darstellung des Getreidekorns und eine Zeichnung vom Rind und Schwein (Benennung der Fleischstücke)».

Den gestalterischen Schmuck verdankt das Buch Heinz Jost, der damals leitender Grafiker der Kaffee- und Lebensmittelfirma Merkur war und den Illustrationsauftrag als Sieger eines Wettbewerbs bekam.

Das Berner Kochbuch – so lesen wir im Vorwort aus dem Jahr 1961 – «spornt die Schülerinnen, wenn es in ihren Besitz übergeht, an, ihre praktischen Versuche zu Hause fortzusetzen. Aber auch manche Frau und Mutter, manche im Hausdienst tätige Tochter nimmt es gerne zur Hand und sucht darin Rat.» Oder eben auch Charlie und ich in unserer Männer-WG – auch wenn wir von den Kochbuch-Autorinnen gar nicht mitgemeint waren.

tageswoche.ch/+2dgp6

×

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

ÄLTERER KORB-PUPPENWAGEN, CIRCA AUS DEM JAHRE 1960

Der Puppenwagen hat Holzräder, mit einem klappbarem Stoffdach und Vorhängli rund um den geflochtenen Korb. Ebenso hat es einige Zubehör wie Kissen etc., eben ein Klassiker aus der Zeit. Der Preis ist Fr. 25.- mit allem inklusive.

TAGESFAMILIEN BIETEN LIEBEVOLLE BETREUUNG FÜR IHRE KINDER

Sie sind auf der Suche nach einer liebevollen Kinderbetreuung? Wir haben die richtige Lösung für Sie! Die Geschäftsstelle Tagesfamilien vermittelt subventionierte Plätze in Tagesfamilien für Kinder im Alter von zwei Monaten bis 14 Jahren. Die Tagesfamilien betreuen Kinder anderer Familien in ihrem eigenen Haushalt, integrieren die Kinder in ihren Familienalltag und betreuen und fördern diese altersgerecht. Im Zentrum der Betreuung steht immer das Wohl des Kindes. Das Angebot der Tagesfamilien steht allen Eltern mit Wohnsitz im Kanton Basel-Stadt zur Verfügung, die einer Arbeitstätigkeit nachgehen, eine Ausbildung absolvieren oder zur Entlastung auf eine Kinderbetreuung angewiesen sind.

HERRENVELO DER MARKE ALPA, ÄLTERES MODELL

Das Herrenvelo ist ein richtiges Kultvelo und in einem guten Zustand. Es hat Metallschutzbleche und 28 Zoll, eine grosse Rahmengrösse, der Preise wäre Fr. 120.-.

GROSSER HAUSFLOHMARKT AM SONNTAG, 26. JULI, IN THERWIL

Am Hinterweg 18 in Therwil findet am Sonntag, den 26. Juli ein grosser Hausflohmarkt im ganzen Haus statt. Geboten werden u.a. Bücher (wie z.B. Kinderbücher), Comics, viele Kleider, auch Markenkleider wie Hollister, Acrombie&fitch, Haushaltgegenstände, diverse Körbe in allen Grössen und Variationen, Geschirr, Besteck, Vasen, LPs, Kinderspielsachen wie alte Korbpuddenwagen, Hand-taschen, Giggernillis, Nippes und vieles mehr...

JUNIORBETT 150 CM FÜR 90 FR.

Juniorbett mit Lattenrost und Matratze. Praktisch neuwertig, gebraucht für 3 Jahre. Abholen in der Innerstadt am Abend.

SUCHE DEN ANDEREN ARBEITS- RAUM IN BASEL

Nach 11 Jahren Arbeit in Praxisgemeinschaften ist nun die Zeit für etwas Neues gekommen. Deshalb suche ich nun DEN Raum in kreativem Umfeld. Zwar arbeite ich als Akupressur- und Bewegungstherapeutin, bin aber trotzdem auf der Suche nach einer anderen Arbeitsform. Auf der Suche nach etwas Neuem, Befruchtendem, etwas Ruhigem und Aufregendem zugleich, für mich alleine im Umfeld von anderen. Widersprüche müssen sich nicht beißen, sie können sich auch anziehen. Der Raum sollte ca. 20-30 m² gross sein, in der Nähe von ÖV und am liebsten in der Basler Innerstadt liegen. Meine Arbeit ist nicht laut, eher meditativ. Zwischen den Therapiesitzungen gönne ich mir jeweils eine kleine Pause, um neue Luft in den Raum zu lassen, somit brauchts auch kein War-tezimmer. Ich bin für jeden Tipp dankbar.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

KUNDENBETREUER/CLIENT MANAGER JACANDO

jacando ist ein innovatives, ambitioniertes und dynamisches Internet-Start-up in Basel. Über unseren Online-Matchmaking-Service jacando.com vermitteln wir Jobs jeglicher Art in der gesamten Schweiz.

STUDENTENJOB DATENMANAGER

Aufgabenbeschreibung:

- Du unterstützt das Team bei der Erfassung und Verarbeitung von grossmengenigen Kundendaten, mithilfe unseres jacando-Systems
- Du koordinierst aktiv Rückfragen in unserem Team und unterstützt das Business-Team bei der Bearbeitung von Geschäftsfällen.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE



RENAULT
Passion for life

Renault KADJAR

Nicht warten. Starten.



Jetzt den neuen 4x4 bei uns Probe fahren.

www.renault.ch



Basel: Garage Keigel, 061 565 11 11 – Basel: Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage, 061 308 90 40 – Bubendorf: Auto Recher AG, 061 951 22 66 – Füllinsdorf: Garage Keigel, 061 565 12 20 – Itingen: Ritter Automobile AG, 061 971 60 60 – Muttenz: Garage Stocker, 061 461 09 11 – Nunningen: Garage Erich Hänggi, 061 791 09 11 – Oberwil: Garage Keigel, 061 565 12 14 – Ormalingen: Garage Ernst Buser AG, 061 985 87 87 – Reinach: Birseck Garage, 061 711 15 45 – Sissach: Hediger Automobile AG, 061 971 29 10 – Zwingen: Garage Keigel, 061 565 12 22